

Zeitschrift: Blätter der Thomas Mann Gesellschaft Zürich
Herausgeber: Thomas Mann Gesellschaft Zürich
Band: 10 (1970)

Artikel: Thomas Mann - Erich von Kahler : Briefwechsel im Exil
Autor: Wysling, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1052853>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der nachweisbare Briefbestand

*18. 3. 1931	Thomas Mann an Erich von Kahler	* 1. 5. 1945	Thomas Mann an Erich von Kahler
*19. 3. 1935	Thomas Mann an Erich von Kahler	7. 10. 1945	<i>Thomas Mann an Erich von Kahler</i>
21. 3. 1935	Erich von Kahler an Thomas Mann	11. 10. 1945	Thomas Mann an Erich von Kahler
11. 7. 1935	Thomas Mann an Erich von Kahler	14. 10. 1945	<i>Erich von Kahler an Thomas Mann</i>
6. 9. 1935	Thomas Mann an Erich von Kahler	29. 12. 1945	<i>Thomas Mann an Erich von Kahler</i>
1. 2. 1936	Thomas Mann an Erich von Kahler	14. 1. 1946	Thomas Mann an Erich von Kahler
16. 6. 1937	Thomas Mann an Erich von Kahler	22. 1. 1946	<i>Erich von Kahler an Thomas Mann</i>
*26. 5. 1938	Thomas Mann an Erich von Kahler	5. 2. 1946	Thomas Mann an Erich von Kahler
*19. 10. 1938	<i>Thomas Mann an Erich von Kahler</i>	13. 2. 1946	Thomas Mann an Erich von Kahler
13. 6. 1939	Thomas Mann an Erich von Kahler	9. 5. 1946	<i>Erich von Kahler an Thomas Mann</i>
28. 6. 1939	<i>Thomas Mann an Erich von Kahler</i>	*15. 5. 1946	Thomas Mann an Erich von Kahler
6. 8. 1939	<i>Erich von Kahler an Thomas Mann</i>	*20. 6. 1946	Thomas Mann an Erich von Kahler
22. 2. 1940	Thomas Mann an Erich von Kahler	2. 9. 1946	Erich von Kahler an Thomas Mann
6. 6. 1940	Erich von Kahler und Hermann Broch an Thomas Mann	10. 9. 1946	Thomas Mann an Erich von Kahler
* 8. 7. 1940	Thomas Mann an Erich von Kahler	5. 1. 1947	<i>Thomas Mann an Erich von Kahler</i>
20. 7. 1940	<i>Erich von Kahler an Thomas Mann</i>	6. 12. 1947	<i>Erich von Kahler an Thomas Mann</i>
29. 8. 1940	<i>Erich von Kahler an Thomas Mann</i>	15. 12. 1947	<i>Thomas Mann an Erich von Kahler</i>
*5./6. 9. 1940	<i>Thomas Mann an Erich von Kahler</i>	6. 3. 1948	<i>Thomas Mann an Erich von Kahler</i>
25. 9. 1940	<i>Thomas Mann an Erich von Kahler</i>	17. 3. 1948	Thomas Mann an Erich von Kahler
*30. 3. 1941	Thomas Mann an Erich von Kahler	17. 6. 1948	Thomas Mann an Erich von Kahler
23. 5. 1941	<i>Erich von Kahler an Thomas Mann</i>	14. 9. 1948	Thomas Mann an Erich von Kahler
*25. 5. 1941	Thomas Mann an Erich von Kahler	6. 1. 1949	Thomas Mann an Erich von Kahler
28. 5. 1941	Erich von Kahler an Thomas Mann	6. 3. 1949	Thomas Mann an Erich von Kahler
* 1. 6. 1941	Thomas Mann an Erich von Kahler	*10. 9. 1949	<i>Thomas Mann an Erich von Kahler</i>
*31. 12. 1941	Thomas Mann an Erich von Kahler	22. 4. 1950	Thomas Mann an Erich von Kahler
27. 1. 1942	Erich von Kahler an Thomas Mann	* 1. 2. 1951	<i>Thomas Mann an Erich von Kahler</i>
14. 6. 1942	<i>Thomas Mann an Erich von Kahler</i>	14. 4. 1951	Erich von Kahler an Thomas Mann
9. 5. 1943	<i>Erich von Kahler an Thomas Mann</i>	*23. 4. 1951	<i>Thomas Mann an Erich von Kahler</i>
18. 5. 1943	<i>Thomas Mann an Erich von Kahler</i>	*23. 6. 1951	<i>Thomas Mann an Erich von Kahler</i>
5. 1. 1944	<i>Erich von Kahler an Thomas Mann</i>	24. 12. 1951	<i>Erich von Kahler an Thomas Mann</i>
*16. 1. 1944	<i>Thomas Mann an Erich von Kahler</i>	2. 1. 1952	Thomas Mann an Erich von Kahler
2. 6. 1944	<i>Erich von Kahler an Thomas Mann</i>	* 5. 6. 1952	Thomas Mann an Erich von Kahler
20. 6. 1944	<i>Thomas Mann an Erich von Kahler</i>	11. 7. 1952	Thomas Mann an Erich von Kahler
28. 7. 1944	Thomas Mann an Erich von Kahler	24. 5. 1953	<i>Erich von Kahler an Thomas Mann</i>
10. 10. 1944	<i>Erich von Kahler an Thomas Mann</i>	5. 6. 1953	<i>Thomas Mann an Erich von Kahler</i>
*20. 10. 1944	Thomas Mann an Erich von Kahler	* 2. 1. 1954	<i>Thomas Mann an Erich von Kahler</i>
17. 12. 1944	<i>Erich von Kahler an Thomas Mann</i>	*12. 8. 1954	<i>Thomas Mann an Erich von Kahler</i>
23. 12. 1944	<i>Thomas Mann an Erich von Kahler</i>	*16. 6. 1955	Thomas Mann an Erich von Kahler
20. 4. 1945	<i>Erich von Kahler an Thomas Mann</i>	* 5. 8. 1955	<i>Thomas Mann an Erich von Kahler</i>

Die hier vorgelegten Briefe sind durch Kursivdruck hervorgehoben. Mit einem * bezeichnete Briefe sind in Erika Manns dreibändiger Auswahl enthalten: *Thomas Mann, Briefe*. S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1961 ff. Die Texte der dort bereits abgedruckten Briefe wurden mit dem Original verglichen; Schreibweise und Interpunktion wurden beibehalten. In Erich von Kahlers Briefen wurde die Interpunktion den heute gebräuchlichen Regeln angepaßt. – Anmerkungen: Zitiert wird nach Thomas Mann, *Gesammelte Werke in zwölf Bänden*, Frankfurt 1960. Briefe, die schon in Erika Manns Ausgabe kommentiert sind, konnten hier aus Raumgründen nicht mehr mit Anmerkungen versehen werden.

Thomas Mann – Erich von Kahler

Briefwechsel im Exil

Aus den Beständen des Thomas-Mann-Archivs
der Eidgenössischen Technischen Hochschule

herausgegeben von Hans Wysling

Erich von Kahler

1885–1970

Im April dieses Jahres schrieb uns Erich von Kahler, wie sehr er sich darauf freue, diese Dokumente einer ihm teuren Freundschaft zu seinen Lebzeiten noch gesammelt zu sehen. Nun ist er, kurz vor der Drucklegung dieses Heftes, am 28. Juni in Princeton gestorben.

Thomas Mann hat in seinem Aufsatz zu Kahlers sechzigstem Geburtstag auf die Hauptwerke seines Freundes hingewiesen, auf «sein grandioses, von ungeheuerem, geistig verarbeitetem historischem Wissen gespeistes Werk ›Der deutsche Charakter in der Geschichte‹, das, längst in Deutschland angelegt, ein Torso bleiben mußte, von dem aber der erste Band, ein Monument auch dieser schon, in der Schweiz erschien». Er bezeichnet es als «Standard-Psychologie des Deutschtums, ein Buch leidend durchdringender und umfassend darstellender Erkenntnis, ein Buch der Liebe im Grunde: einer kritisch gebrochenen, verhängnisschweren Liebe, in welcher das Negative und Positive in schmerzlicher Ambivalenz verschwimmen, ein Buch des doppelten Blicks und der gemischten Gefühle, wie es eben nur von diesem höchst intrikaten, bis zur Lebensgefährlichkeit interessanten Gegenstande, dem Phänomen ›Deutschtum‹ eingegeben werden konnte». Als zweites nennt er «die englisch abgefaßte Kultur-Historie ›Man the Measure‹, ein Prosa-Massiv, das noch einmal den großartigen Hang dieses von Wissen, Erkenntnis, klärendem und lehrendem Willen bedrängten Geistes zum Weitausgreifenden, Universellen erweist» – das Buch ist nicht in deutscher Sprache erschienen.

Es bleibt uns, in knappen Worten an von Kahlers Biographie zu erinnern. 1885 in Prag geboren, wirkte er als Schriftsteller, Historiker und Philosoph zuerst in Wien und München. 1933 emigrierte er in die Schweiz, 1938 in die Vereinigten Staaten, wo er eine Gastprofessur an der Cornell University innehatte. An der Universität Princeton unterrichtete er im Department for the Humanities und im German Department. 1956 war er Lord Simon Fellow in Manchester, England; 1959 Mershon Fellow in Columbus, Ohio. 1967 hielt er die «Faber Lectures» über die «Entformung der Form in der Kunst». Erich von Kahler war eng mit Hermann Broch befreundet. Der «Tod des Vergil» ist in seinem Haus entstanden. 1953 gab er den ersten Band von Brochs Gesammelten Werken, die Gedichte, heraus. Von seinen Arbeiten seien hier die wichtigsten genannt:

Deutsche Bücher:

Das Geschlecht Habsburgs. München 1919
Der Beruf der Wissenschaft. Berlin 1920
Israel unter den Völkern. Zürich 1936
Der Deutsche Charakter in der Geschichte Europas. Zürich 1936
Die Verantwortung des Geistes. Frankfurt 1952
Stefan George. Größe und Tragik. Pfullingen 1964
Der Sinn der Geschichte. Stuttgart 1964
Untergang und Übergang. München 1969

Englische Bücher:

Man the Measure. A New Approach to History. New York 1943
The Tower and the Abyss. An Inquiry into the Transformation of Man. New York 1957
The Meaning of History. New York 1964
Out of the Labyrinth. Essays in Clarification. New York 1967
The Disintegration of Form in the Arts. New York 1968
The Orbit of Thomas Mann. Princeton 1969
The Internalization of Narrative (in preparation, Bollingen Series, Princeton Press)

Lieber Kahler,

wie gern hätte ich Ihnen schon längst geschrieben – so oft wie ich in diesen Wochen an Sie gedacht, mich auch um Sie und die Ihnen nahe Stehenden gesorgt und mir gewünscht habe, mit Ihnen über das gemeinsame Leid sprechen zu können. Aber Sie können sich denken, wie ich gelebt habe: zuerst die Tage erregter Ungewißheit in Paris, dann die Woche der Niedergeschlagenheit bei quälend mangelhafter Benachrichtigung auf dem Schiff, dann die Stunden gespanntester Hoffnung hier nach der Ankunft, gipfelnd in einem Riesen-Meeting in Madison-Square Garden, bei dem ich sprach und ungeheure Kundgebungen erlebte; dann «München» und das endgültige Begreifen des schmutzigen Stückes, das all die Zeit gespielt worden und dessen Höhepunkt die Übertragung der Hitler'schen Kriegserpressung durch die «demokratischen» Regierungen auf ihre eigenen Völker war... Die Scham, der Ekel, das Zerstreien aller Hoffnung. Tage lang war auch ich regelrecht gemütskrank, und unter diesen Umständen mußte die Installierung hier bewerkstelligt werden. Nun bin ich über das Größte hinweg, habe mich mit den Thatsachen eingerichtet, deren Sinn und Logik ja klar bis zum Verächtlichen ist, und wie, man möchte denken: durch Zauber, mein Schreibtisch in meiner hiesigen library Stück für Stück genau so dasteht wie in Küsnacht und schon im Herzogpark, so bin ich entschlossen, mein Leben und Treiben mit größter Beharrlichkeit genau fortzusetzen wie eh und je, unalteriert von Ereignissen, die mich schädigen, aber nicht beirren und demütigen können. Der Weg, den die «Geschichte» eingeschlagen, war dermaßen schmutzig, ein solcher Äserweg der Lüge und Niedrigkeit, daß kein Mensch sich der Weigerung zu schämen braucht, ihn mitzugehen, selbst wenn er zu Zielen führen sollte, zu denen man andere Wege befürwortete. Aber wer weiß, durch welche Greuel er noch führen wird. Denn daß Hitler als verkklärter Friedensfürst und Kanzler der auf fascistischer Grundlage Vereinigten Staaten von Europa stirbt, bleibt unwahrscheinlich.

Ähnliches habe ich auch in einer Vorrede zu der kleinen Sammlung politischer Essays gesagt, die Bermann jetzt herausbringen wollte. (Ob er noch will und kann, weiß ich nicht.) Ich hatte das Bedürfnis, diese überholten Dinge auf die Höhe des Augenblicks zu bringen, und so heißt der Aufsatz denn auch: «Die Höhe des Augenblicks». Gefällt mir, der Titel. Aber ob so etwas in Europa noch gedruckt werden kann, ist freilich höchst zweifelhaft. Hier ist man schon stark mißtrauisch gegen alles europäische Informationswesen und glaubt an schnell sich verstärkende Censur. Natürlich dürfen den Völkern nicht zu schnell die Augen darüber aufgehen, wie sie betrogen und ins Bockshorn gejagt worden sind.

Ich las einige Zeilen von Ihnen, einen Brief an Lion, er schickte ihn mir. Das Glücklicheste, was ich daraus entnahm, war Ihr sich festigender Entschluß, herüber zu kommen. Thun Sie das! Was wollen Sie noch drüben? Und wie hübsch wäre es, hier in Nachbarschaft zu leben. Unser Haus, Besitztum eines Engländers, ist sehr komfortabel und ein Fortschritt gegen alle früheren. Ich lege Wert darauf, immer die Treppe hinauf zu fallen. Die Menschen sind wohlmeinend durch und durch, von unerschütterlicher Zutraulichkeit, ich glaube, Sie würden aufatmen unter ihnen,

gerührt und glücklich sein. Die Landschaft ist parkartig, zum Spazieren wohl geeignet, mit erstaunlich schönen Bäumen, die jetzt, im Indian summer, in den prachtvollsten Farben glühen. Nachts hört man freilich die Blätter schon wie Regen rieseln, aber der heitere Herbst soll sich oft bis gegen Weihnachten hinziehen, und der Winter ist kurz.

Die Jüngsten sind bei uns, Erika trifft morgen ein, mutmaßlich mit Golo, dessen tschechisches Militär-Verhältnis dank Chamberlains tiefer Friedensliebe kein Problem mehr sein dürfte. Erika war in Prag... Ich bin neugierig auf die Europa-Luft, die diese Kinder mitbringen werden.

Seien Sie freundschaftlich begrüßt!

Ihr *Thomas Mann*

An Erich von Kahler

Noordwijk aan Zee, 28. VI. 39
(Holland)

Lieber Freund,

unser Gedenken und inneres Nachfragen soll doch endlich einmal Wort und Gestalt annehmen, – längst hätte ich gern geschrieben, aber dies Klima ist höchst aggressiv, erregend und ermüdend zugleich und schränkt die Arbeitsfähigkeit auf ein beschämendes Minimum ein. Wenigstens bei dem doch recht strapazierten Zustand, in dem ich hier ankam, hat es diese Wirkung, und es ist eine Art ein Unglück, daß die Umstände uns hinderten, gleich in die Schweiz zu gehen. So starker klimatischer Toback wie dieser wäre besser nachgefolgt. Die Sache ist die, daß die Gangsters mit meinem Schwiegervater einen Vertrag geschlossen haben, nach dem seine Majolika-Sammlung¹ in London versteigert wird – nach außen hin unter seinem Namen. Den Vertreter des Wirtschaftsministeriums muß er für *seinen* Vertrauensmann ausgeben. 80% von dem Devisen-Erlös bekommt das Reich; die restlichen 20% bleiben ihm im Auslande, für das er den Paß bekommen soll, sobald die Einzahlung erfolgt ist. Die erste Versteigerung hat stattgefunden – mit mittelgutem Ergebnis. Die zweite soll am 19. und 20. Juli folgen, – nur daß man nicht weiß, wie lange danach noch die Zahlungsformalitäten sich hinziehen werden. Jedenfalls sind wir gebeten, uns nicht in der Schweiz blicken zu lassen, ehe die Alten ihre Pässe haben, mit denen sie hoffentlich spornstreichs zum Flugplatz eilen werden, ohne von der Polizei noch einmal nach Hause zurückzukehren, wo wahrscheinlich schon jemand auf sie warten wird, um sie ihnen von anderen Amtes wegen wieder abzunehmen. Vielleicht kriegen sie sie, trotz dem Gangstervertrag, überhaupt nicht, und wir sind an der Nase geführt. Ich knirsche, Gott verzeih es mir, etwas mit den Zähnen ob alledem. «Alldessen» muß es nach ob wohl heißen.

Dabei hat diese Wartestellung so große Vorzüge, daß man sie ebenso gut auch als Selbstzweck betrachten könnte. Ein großartiges Meer und ein vorzügliches Hôtel –

¹ Vgl. O. von Falke, *Die Majolika-Sammlung Alfred Pringsheim in München*. 2 Bde. Mit 328 mehrfarbigen Abb. auf 153 Tafeln, nach Photographien bemalt von Annette von Eckardt. Leiden 1914.

ich habe die Verbindung des Elementaren mit dem Komfortablen immer zu schätzen gewußt. Aber natürlich viel Wind, und die Jahreszeit ist noch merkwürdig kalt, und der 64jährige Organismus verhält sich widerspenstig gegen neue Forderungen der Umstellung, nachdem er gerade unter shingle-Protest² die amerikanische geleistet. Von Arbeit habe ich im Strandkorb eine Kleinigkeit abgetan: das Vorwort für den Neudruck von «Royal Highness», das Knopf verlangte. Aber schon mit der Einleitung zu «Anna Karenina», an die ich mich nun gemacht habe, hapert es bedenklich, obgleich – zumal nach erneuter Lektüre – alles zu Sagende eigentlich bereit liegt. An «Lotte» wurde ich gestern durch eine Vorlesung aus früheren Teilen erinnert, mit der wir den dreitägigen Besuch meines Schwagers Peter und seiner Frau beschlossen. Die Diner-Szene will ich wohl machen, wenn einmal das Gemurmel³ ein Ende hat, aber der Schluß ist mir immer noch ziemlich dunkel, und öfters wünschte ich, kluge Heinzelmannchen machten über Nacht das Buch fertig. Bei unserem Abschied schienen Sie irgend einen Rat oder eine Warnung, das Gemurmel betreffend, auf den Lippen zu haben. Enthalten Sie mir, bitte, weder das eine noch das andere vor, wenn Sie schreiben! Ich kann es brauchen.

Europa wirkt, nach Amerika, eng, überfüllt und gehässig – wenigstens solange man reist tut es das mit seinen Zollsoldaten und Paß-Quärulanten. Wir haben das belgische Transit-Visum nur durch ein Empfehlungsschreiben des niederländischen Gesandten in Paris bekommen, das uns dann freilich an den Grenzen große Erleichterungen und Ehren erwirkte. Daß wir aus diesem Erdteil mit heiler Haut wieder davonkommen, darüber bin ich in tiefster Seele nur allzu beruhigt. Ich glaube nun einmal nicht daran, daß das durch und durch fascistische Europa die geringste Lust hat, diesen Krieg, *unseren* Krieg zu führen. Sein Ausgang wäre sicher – desto weniger soll er stattfinden. Nach meinem Gefühl liegt eher ein grauenhaftes Appeasement in der Luft. Schon war die jüngste Rede des Chamberlain wieder voll von niederträchtigster Verrätereie. Danach kam, uns aufzurichten, die schwere Niederlage Roosevelts im Senat.

Lassen Sie uns hören von Ihrem Ergehen und Verbleib! Die Nachricht von ein paar Pfund Zunahme aufseiten Frau Fines⁴ würde sehr zu unserer Aufheiterung beitragen. Meine Frau und Erika grüßen herzlich. Wir alle freuen uns auf das herbstliche Wiedersehen.

Ihr Thomas Mann

An Thomas Mann

Woodstock, 6. August 1939

Lieber und verehrter Freund, ich habe ein sehr schlechtes Gewissen, weil ich so spät auf Ihren lieben Brief antworte. Ich erhielt ihn in einem stickheißen New York, wo ich gerade dabei war, mit einer Übersetzerin einen großen Aufsatz für «Social

² Shingles: Gürtelrose.

³ Das siebente Kapitel von *Lotte in Weimar*, mit Goethes Traum- und Selbstgespräch.

⁴ Erich von Kahlers Gattin.

Research»⁵ in ein möglichst englisches und dabei möglichst meiniges Englisch zu bringen. Diese Zusammenarbeit hat sich als das Richtige erwiesen, um eine vielfältige und unmittelbare Verbindung zwischen mir und dem Englischen herzustellen – man lernt sehr viel dabei, und ich habe glücklicherweise endlich auch eine sehr gute Übersetzerin gefunden. Da es aber gerade in den heißesten New Yorker Tagen geschehen mußte, so war es recht anstrengend.

Auf diese Weise bin ich erst in der letzten Juliwoche hier angelangt, wo es schön und halb europäisch ist. Dieses Woodstock ist wirklich auf eine geradezu lächerliche Weise eine amerikanische Version von Ascona. Das dörfliche Zentrum ist natürlich weniger reizvoll, es ist die bekannte Straße, etwas krummer als übliche mainstreets und womöglich noch provisorischer und gerümpelhafter – eine Zeile von Schuppen, in denen die Geschäfte, die Post, diverse Inns, Diners und Sommerdancings untergebracht sind – aber auch eine Kunstaussstellung und ein Playhouse. Ringsherum jedoch, auf den Anhöhen und in den Wäldern wohnen Maler, Musiker, Schriftsteller in sehr hübschen Studios und auf unserer Byrdcliffe-Höhe, nicht weit von unsrem Häuschen, liegt auch die «Villetta», ein wahrer Monte Verità, ein Geisthotel mit Schwabinger Tradition, das von einem der legendären Begründer der ganzen Woodstocker Siedlung gebaut worden ist und heute, nach seinem Tode, noch seinen Erben gehört. In einem Nebengebäude befindet sich eine bemerkenswert schöne, verschlammte und internationale Bibliothek und ein Vortragssaal, wo «Byrdcliffe Afternoons» stattfinden, Vortragsreihen und Diskussionen mit Leitmotiv unter der Ägide von einigen Columbia- und Chicagoprofessoren, die hier von altersher ihre Sommerhäuser haben. In der ersten Serie hat auch Slochower⁶ gesprochen (über Dos Passos und Steinbeck) und nicht wenig von Ihnen – wie Sie denn überhaupt in den Kunstdiskussionen über den Geistern schwebten auf eine mich recht anheimelnde Weise. Die zweite Serie ist eine mehr politische, von der amerikanischen Völkerbundsliga, d. h. dem Institut für geistige Zusammenarbeit, arrangiert und betrifft Latein-Amerika; sie ist etwas instruktiver für mich: ein Mann vom foreign department in Washington hat über die Geschichte Zentralamerikas gesprochen, von der ich recht wenig weiß, und das nächstmal wird der frühere spanische Botschafter (der Loyalisten) de los Rios reden. Die Hauptsache bei alledem ist ja aber doch, wie immer in solchen Fällen, die gesellige Lust am höheren Schmus, der sich dann in Cocktailparties fortsetzt. In Europa war mir all solches ja ein Graus, aber hier sind die Menschen soviel kindlicher, eifriger, aufnahmsgieriger, unbefangener, daß ich, und sogar die Fine, uns zeitweise gern an dieser Veranstaltung beteiligen.

Das Schönere und Rarere ist aber die Natur, die etwas fundamental Neuartiges für mich ist. Unter schillernden Anklängen an Wienerwald, Salzkammergut, England und unter einer trügerischen Lieblichkeit kommt immer wieder eine äußerst fremde und unermeßliche Wildheit hervor, und die schönen, weiten Waldspaziergänge, die

⁵ Erich von Kahler, *Forms and Features of Anti-Judaism*. Social Research, vol. 6, nr. 4, New York, November 1939.

⁶ Harry Slochower, Literaturhistoriker und Soziologe. Schrieb u. a. *Thomas Mann's Joseph Story* (1938).

es hier gibt, enden alle unvermutet am Rand von urwaldartigen Undurchdringlichkeiten. Es gibt einen Berg, der kaum 1000 Meter hoch ist und auf den sogar ein müheloser Weg hinaufführt, da jemand versucht hat, oben ein Hotel zu bauen, das aber mitten in seiner Entstehung stecken blieb und nun eine groteske moderne Ruine bilden soll – wir wollen demnächst hinaufsteigen, müssen aber in der Tat gewärtig sein, einem Bären oder einer Klapperschlange zu begegnen, beides ist gar nicht selten. Das Getier ist überhaupt ungewohnt zahlreich und mannigfaltig. Wunderbare Vögel und Schmetterlinge gibt es, eine putzige Zwischenform von Ratte und Eichhörnchen (chipmonk), und der vielfache Riesenlärm, den in der Nacht die verschiedenen Varietäten von Cicaden und Baumgrillen vollführen, stellt beträchtliche Anforderungen an die Widerstandskraft des Schlafes. Man versteht die Amerikaner besser, wenn man diese Natur kennt (die sich sicher hier noch in ihrer mildesten und zivilisiertesten Form zeigt). Diese Menschen leben nur an der Peripherie ihres Landes, das sie weder in der Weiten- noch in der Tiefendimension bewältigt haben. Und sie haben etwas von dieser Natur in sich, sie haben ihre eigene Tiefendimension ebensowenig bewältigt. Sie haben sich selbst ebenso wie dieses ungeheure Land mit einer dünnen rationalen Zivilisationsschicht überzogen und sind ihrer eigenen gründlichen Irrationalität und inneren Wildnis noch gar nicht gewahr geworden. Seltsamerweise befreundet man sich mit einem solchen Wesen an der Natur leichter als an den Menschen. Ich glaube, dies wäre gar keine schlechte Gegend für Sie, wenn Sie einmal einen amerikanischen Sommer sich vornähmen. Wenn man ein solches schönes und behagliches Haus im Wald, in der Nähe der prächtigen Autostraßen mietet, so hat man jedenfalls eine vollendete «Verbindung des Elementaren mit dem Komfortablen».

Ich hoffe, Sie haben inzwischen die etwas verdrießliche Verfassung überwunden, die aus Ihrem Briefe sprach, und sind in die Arbeit und in die rechte Erholung gekommen, so weit sie in Europa noch zu finden ist. Wo mögen Sie sein – in Schweden oder doch in der Schweiz? Kommen Sie nur rechtzeitig zurück – der Herbst ist doch eine unbehagliche Perspektive. Obzwar ich mir einen Krieg ebensowenig wie Sie vorstellen kann, sind doch irgendwelche unberechenbare explosive Störungen nicht ausgeschlossen. Denn so wie bisher kann es doch auf keine Weise weitergehen.

Ich freue mich auf die Fortsetzung, wenn nicht gar den Schluß der «Lotte», den die inneren Heinzelmännchen vielleicht doch vollbracht haben. Was das Gemurmel betrifft, so waren meine Gedanken darüber keineswegs derart, daß sie irgend einen Einfluß darauf hätten nehmen wollen. Es waren Betrachtungen über die Spiegelung Ihres eigenen in dem Goetheschen Wesen, über die Verstecke und unterirdischen Gänge, die Sie darin für höchst persönliche Aussprachen listenreich gefunden haben – über diese ganze tiefe Verbindung, in der zwischen natürlicher Anlage, Neigung und Plan die schöne Unbestimmtheit des Kunstwerks gewahrt ist und gewahrt werden muß. Darum waren diese Betrachtungen auch eher für mich selbst als für Sie bestimmt und nur eine aktive, reproduktive Form des Gewissens.

Ich habe mich hier wieder einmal auf meine größeren Arbeitspläne besonnen – wenn nur die Welt ein Mindestmaß von seelischem Raum dafür ließe! Man muß sich trainieren, unter diesem atmosphärischen Druck zu planen und zu arbeiten, so als

gelte die Anarchie dieser Zeit nicht. Zunächst kommt aber ein Aufsatz für Maß und Wert daran, den ich Golo versprochen habe – über Demokratie!⁷

Der Fine geht es Gott sei Dank hier etwas besser. Sie hat 6 Pfund von ihren verlorenen 20 zurückgeholt und ist ruhiger, munterer und geselliger. Sie läßt sehr grüßen.

Bitte lassen Sie es sich nicht verdrießen und geben Sie noch einmal Nachricht vor dem Herbst: wo und wie Sie sich befinden und wie alles weitergegangen ist. Da niemand von der Familie in der Nähe ist, sind wir ja ganz ohne Kommunikation.

Die herzlichsten Wünsche und Gedanken bis zu dem hoffentlich baldigen Wiedersehn!

Ihr E. K.

An Thomas Mann

Woodstock, 20. Juli 1940

Lieber und verehrter Freund:

Ihre Nachrichten waren schon sehnlich erwartet, und Ihr Brief, wie belastet er auch klingt, war doch tröstlich und erwärmend durch die Bekräftigung menschlicher Nähe. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie arg es *mir* ist, in dieser Zeit so lang von Ihnen getrennt zu sein. Was bleibt einem noch in dieser grausigen Welt als die wenigen Menschen, an denen man hängt und mit denen gemeinsam man doch leichter trägt, was getragen werden muß! Es ergreift mich, Sie so reden zu hören, wie ich es nicht von Ihnen gewohnt bin: so gerne hab ich mich ja immer von Ihnen mitnehmen lassen in lichtere Ausblicke, so dankbar war ich für Ihren Glauben, und oft genug hab ich mich angeklagt wegen meiner Skepsis, die ich nicht zum Schweigen bringen konnte! Im Untergrunde hab ich *nie*, seit München, ja seit Spanien, seit Baldwin und Blum schon und erst recht seit den ersten Tagen von Chamberlain und Daladier, an einen Sieg der Alliierten geglaubt, und es erscheint mir nicht anders als folgerichtig, so wie es gekommen ist. Zu sehr hab ich die Windrichtung gespürt, zu sehr war ich überzeugt von dem Tiefgang der Umwandlung, in der wir begriffen sind. Wenn ich jetzt zurückschaue, so erscheint mir alles, was ich je unternommen habe, nur als ein Versuch zu retten, zu bewahren, überzuführen, was uns teuer war, dazu beizutragen, daß diese Umwandlung durch eine geistige Beherrschung zu dem Ziele gelangt, das sie so oder so erreichen muß. Es war ein kindliches Unterfangen, denn Umwälzungen von solcher Dimension gehn notwendig den elementaren Weg, der die Erdmassen und die Dreckmassen in Bewegung setzt. Verzeihen Sie, daß ich so rede, wiewohl ich mir dessen bewußt bin, daß Ihre hundertfältigen Bemühungen außerhalb wie auch innerhalb Ihres dichterischen Werks den gleichen Sinn verfolgten. Aber es hilft ja nichts, wir müssen es uns eingestehn, und das eine glaube ich ja trotz allem und über alles hinaus, daß es dennoch nicht für nichts gewesen sein wird, einmal, jenseits unsrer selbst. Nur ersparen konnten wir der Menschheit nichts. Da war nicht Zeit genug für Vorbereitung und Erziehung, da war nicht menschlicher Raum genug

⁷ Erich von Kahler, *Was soll werden?* Mass und Wert, Jg. 3, H. 3, Zürich, März/April 1940, S. 300–322.

für die Entfaltung des Impetus zum Guten. Die Not der Umstände und der Triebe ist schneller und gewaltiger.

Merkwürdigerweise – ich wundere mich selbst darüber – bin ich für hier nicht ganz so pessimistisch wie Sie, wenn ich auch die Gefahr als riesengroß erkenne. Aber ich spüre hier noch frische Kräfte des Widerstandes, und ihre Primitivität und Dumpfheit kann ebenso dem Guten wie dem Bösen zugutekommen. Es ist jedenfalls unsre letzte Anstrengung wert, hier zu werben, zu wecken, bewußt zu machen, um was es geht, und es bleibt uns ja auch nichts andres übrig. Aufgeben sollen und dürfen wir es ja nicht, solange uns noch eine Spanne zum Leben bleibt. Darum glaube ich aber auch, daß die Erika nicht nach England gehn sollte. Ich kenne ihre Bereitschaft sich einzusetzen, und ich verstehe ihre Lust am gewagten Leben. Aber für das, was *sie* dort tun kann, ist es zu spät – oder, wenn man sehr hoffnungsfreudig sein will, zu früh. Dorthin gehört nur mehr Kriegsmaterial und Flieger. Ich glaube sogar, daß sie genug Menschen haben, aber auf die kommt es ja nicht an. Es ist eine Frage der Küstenbefestigung, der Flugzeuge und der Luftabwehrgeschütze. Wenn dieses Material funktioniert, dann können die Nazis niemals so viel Truppen landen, wie die Engländer haben; funktioniert es aber nicht, so nützen auch mehr Menschen nichts.

Wir haben dieses Jahr ein viel schöneres, sehr weiträumiges Haus mit einer herrlichen Aussicht über Wälder und Wiesen bis in die Hudsonebene hinunter. Leider war es bisher meist kalt, und ganze Wochen hindurch gab es unersättliche Gewitter und frenetische Regengüsse. Jetzt ist endlich die Hitze eingekehrt, und man ist froh darum. Der Fine geht es wechselnd, aber im Ganzen nicht allzu gut. Meine Mutter malt friedlich, und es gibt viel Gäste aus New York. Ich bekämpfe meine Beklommenheit mit Reiten und Tennis und Waldgängen, an Arbeit hab ich noch nicht viel zustandegebracht – ich wollte, es wäre mir gegeben, eine Diversion zu machen aus den quälenden Weltzuständen, aber meine Art Arbeit treibt mich immer weiter hinein.

Der Einsiedler⁸ ist mir in der prägnantesten, köstlichsten Erinnerung! Ich hätte solche Lust, ihn lesend nachzuschmecken. Wann werd ich das tun können? Sind Sie viel weiter gekommen? Ach könnt ich hören, wie's weiter geht. Es war immer so tröstlich in all seiner Blutigkeit!

Um den Golo ist mir sehr bang, ich träum oft von ihm. Auch an Ihren Bruder muß ich denken und an die vielen Freunde, von denen man nichts weiß. Von einem Prager Vetter⁹ von mir (auch mit Golo befreundet) bekam ich einen Hilferuf aus Lissabon. Dort ist er nach einer phantastischen Flucht angelangt und hat auf dem Weg seine halbe Familie verloren... Aus der Schweiz bekomme ich Briefe, die alle wie Abschiedsbriefe klingen. Von dort schrieb mir übrigens eine Mailänder Freundin¹⁰: «Wir haben in M. sieben Nächte hintereinander nicht geschlafen, die Nacht auf Sonntag war die

⁸ Gemeint ist der Einsiedler Kamadamana aus Thomas Manns indischer Novelle *Die vertauschten Köpfe* (vgl. VIII, 775 ff.). Thomas Mann hatte am 12.6.40 seiner Familie und einigen Freunden das «neue Kapitel» vorgelesen, das «bei einem Asketen im indischen Walde spielt».

⁹ Felix von Kahler, Prager Vetter von Erich von Kahler.

¹⁰ Elsa Brinkmann, Ärztin in Mailand.

schlimmste...» Es scheint dort recht kräftige englische Luftangriffe gegeben zu haben, von denen keine Zeitung etwas berichtet hat.

Bitte schreiben Sie bald wieder! Ihnen und der ganzen Familie alle guten Gedanken und Wünsche!

Immer Ihr E. K.

An Thomas Mann

Woodstock, 29. August 40

Lieber und verehrter Thomas Mann:

ich habe leider nichts mehr von Ihnen gehört – meinen Brief haben Sie hoffentlich bekommen – und weiß so nicht, ob Sie noch in Californien sind oder schon auf dem Heimweg, bei der Borgitagung¹¹ oder sonstwo. Ich schicke dieses kundenschaftende Blatt aufs Geratewohl, mit der Bitte um eine kurze Nachricht, wie es Ihnen geht und was Sie von drüben hören, von Golo, Ihrem Bruder, Ihrem Schwager?¹² Ich war kürzlich in New York, Verwandte¹³ abzuholen, die mit einem kleinen portugiesischen Schiff aus Frankreich gekommen sind (freilich bisher nur bis Ellis Island) und hörte bei der Gelegenheit, daß die Erika abgeflogen ist, aber weiter nichts...

Wir hatten einen schlechten Sommer. Ich habe keine Lust, von ihm zu berichten, denn wer dürfte heute klagen... Die Lage in Europa scheint immerhin etwas weniger trostlos als im Frühjahr, insofern als man, unberufen, hoffen darf, daß der Siegesmarsch ins Stocken gerät. Das bedeutet freilich noch nichts anderes als Stagnation, Zersetzung und ein langes unbeschreibliches Elend. Aber durch das alles müssen die Völker hindurch.

Zu meinem freudigen Erstaunen kam diese Tage eine neue Nummer von Maß und Wert.¹⁴ Ihr Zustandekommen ist geradezu ein Sieg zu nennen, denn diese unsre Zeitschrift wird immer mehr zum Symbol: Solange sie noch flattert, gibts noch ein Fort auf dem europäischen Kontinent, wo unsre Sache gehalten wird.

Ich muß Ihnen wieder einmal zwei ausgewählte Bitten unterbreiten, die ich in den beiliegenden Briefen für sich selber sprechen lasse – ohne geradezu emphatische Befürwortung. Immerhin sind beide eine Erwägung wert. Für die Gerti Hofmannsthal¹⁵ ist von einer österreichischen Aktion schon etwas unternommen worden – das Resultat ist freilich sehr ungewiß.

Ich habe mich nicht entschließen können, nach New York zu ziehn und das Haus in Princeton aufzugeben. So werden wir um den 20. Sept. wieder dort einziehn – ich bin sehr ungeduldig, endlich wieder mit Ihnen zu sein.

Bis dahin alles Liebe Ihnen allen

Immer Ihr E. K.

¹¹ Giuseppe Antonio Borgese (1882–1952), Schriftsteller, Germanist, Romanist. Seit 1931 in den USA. Mit Thomas Manns Tochter Elisabeth verheiratet. Auf der Reise von Princeton nach Brentwood/Los Angeles hatten sich Katja und Thomas Mann eine Zeitlang bei der Familie ihres Schwiegersohns in Chicago aufgehalten.

¹² Peter Pringsheim (1881–1963), Bruder von Katja Mann. Seit 1933 Professor der Physik in Brüssel. Floh 1940 in die USA.

¹³ Felix von Kahler und seine Familie, die zunächst nach Ellis Island gebracht wurden.

¹⁴ Wohl Mass und Wert, Jg. 3, H. 3, Zürich, März/April 1940.

¹⁵ Gertrude von Hofmannsthal, geb. Schlesinger, Witwe von Hugo von Hofmannsthal. Starb 1959 in London.

Lieber Freund Kahler,

nein, schön ist es nicht, daß Sie in all der Zeit nichts mehr von uns gehört haben, seit unserem Brief-Austausch zu Anfang des Sommers! Aber diese Monate waren so besetzt, so geschäftereich – und zeitgemäß traurige Geschäfte waren es meistens, die sie ausfüllten. Da war die *noch* nicht zum Ziel gekommene Arbeit an der Befreiung Golo's und meines Bruders aus Frankreich, die fortwährenden Schritte und Mühen überhaupt für die Gefährdeten dort, – man lebte ja mit den Hilferufen der Unglücklichen in den Ohren (die zu lange Europäer hatten bleiben wollen, was Vergnügungssucht war) und lange glich unser Haus tatsächlich einem Emergency Rescue Office. Dann vieles Gesellschaftliche, dann das Bemühen, die persönliche Arbeit doch aufrecht zu erhalten, was auch in gewissem Grade gelungen ist: denn nach Abschluß des indischen Scherzes habe ich die lange liegen gebliebenen Fäden des Joseph wieder in die Hand bekommen, und ein paar Kapitel des neuen Bandes stehen. – Kurzum, für Korrespondenz, d. h. gerade die liebe, erfreuliche, war nicht viel Übermut vorhanden.

Schweren Herzens haben wir uns von Erika getrennt, es war eine Erschütterung. Aber ich bin auch wieder stolz auf das mutige Kind und kann ihr nicht böse sein. Auch ist sie clever und lucky, und ich vertraue, daß wir uns im November glücklich wiedersehen.

Nach hiesiger amtlicher Auffassung befinden sich Emigranten in England nicht in imminent danger. Darum ist es schwer, Leute von dort herüberzubringen, und auch der Fall Gerti Hofmannsthal wird Schwierigkeiten machen. Ein Versuch soll unbedingt gemacht werden.

Die Sache, die Donath vorträgt, macht einen sympathischen Eindruck, und ich sehe, bar aller erlernten Vorsicht, keinen Grund, weshalb ich nicht als sponsor zeichnen sollte, wenn Beer-Hofmann es tut. Könnten wir die Entscheidung nicht bis zu unserer Rückkehr verschieben? Wenn es nicht geht, so bin ich unter der genannten Voraussetzung bereit.

Unser Aufenthalt hier – der ganze Sommer war wunderbar frisch und sonnig – neigt sich zu seinem Ende. Am 4. Oktober werden wir reisen, werden wieder einen Tag in Chicago verbringen und von da geradeswegs in die Stockhaldi zurückkehren (wobei mir einfällt, daß die Schiedhaldi seit kurzem vermietet ist; es gab mir einen Stich.) Nichts Besseres konnten wir hören, als daß auch Sie Ihr Haus dort wieder einnehmen werden. So werden wir wieder zusammen Weihnachten feiern, und *wenn* England, für das meine Bewunderung täglich wächst, bis dahin noch steht, so wird es kein hoffnungsloses Weihnachten sein. Sie haben wohl recht: Daß der triumphale Vormarsch des Bösen zum Stehen kommt, ist alles, worauf man vorderhand hoffen kann. Aber genügt es nicht, daß der Sieg des Scheusals nicht vollkommen ist, damit er langsam aber sicher zur Niederlage werde? Dieses Land hat sich, wie es scheint, nur des englischen Widerstandswillens versichern wollen. Ich glaube, ob Willkie oder F.D.R., – wenn England den Winter überdauert, haben wir im Frühjahr Amerika im Kriege, – und dann wird die Invasion Europa's kaum noch nötig sein. Wovon das Tier in seiner letzten «Rede» zu sprechen sorgfältig vermieden hat, das

ist das deutliche Zusammenwachsen der englisch sprechenden Welt, – das von den Deutschen als Ausverkauf des empires gegen alte Schiffe gedeutet wird, – eine scheue Verkenning der Sachlage ohne Zweifel.

Ich habe mich gleichfalls über das neue Heft von «M. u. W.» gefreut und war geradezu erschüttert von der Gentz'schen Vorrede von 1806, die noch ein letztes Geschoß Golo's war, und die Sie unbedingt lesen müssen! Fortwährend streicht man Wendungen an, die wie geprägt sind aufs Heute. Und ein Deutsch schrieb man damals noch –!

Leben Sie recht wohl! Freuen wir uns aufs Wiedersehn!

Ihr *Thomas Mann*

den 6ten

Ein Brief Oprechts veranlaßt mich, den Brief noch einmal zu öffnen. Er fragt nach Material für das letzte Heft des Jahrgangs, das – als letztes überhaupt denn doch wohl – auch noch herauskommen soll. Er hat einen Beitrag von mir und einen von Ernst Bloch, auch noch einiges selbst Beigebrachte. Könnten Sie ihm nicht irgend-etwas aus Ihren Papieren, Vorträgen, Entwürfen, einige Seiten, auch mehr als einige, schicken? Sie waren am Anfang, – wollen Sie nicht auch am – voraussichtlichen – Ende sein? Ich wäre Ihnen dankbar.

Die Vertagung der Diskussion über die allgem. Wehrpflicht im Kongreß auf Antrag eines abgestempelten Nazi wie H. Fisch ist ein entsetzliches Symptom für den Zustand des Landes. Leider ist nicht zu bezweifeln, daß der Kongreß dabei die große Masse der Bevölkerung hinter sich hat, trotz aller klaren Einsicht der Intelligenz. Desto schlimmer, wenn aller redlich sich zusammenraffende Optimismus, wie er auch aus meinen gestrigen Betrachtungen sprach, immer wieder beschämt und niedergeschlagen wird. Auch Rumänien ist heiter. Und ich verkenne auch ganz gewiß nicht, daß England sich ziemlich hoffnungslos in der Defensive befindet. Gut, also der Vormarsch ist *nicht* gestoppt. Es zeugt wohl von Verkenning unseres Loses, zu glauben, wir sollten noch einmal freudig atmen dürfen. Dabei sind wir schließlich die Besseren, Feineren, Höheren, – oder nicht? Was ist das, daß alles gegen uns und jede Genugtuung uns versagt ist? Man wird ja fragen dürfen.

An Erich von Kahler

Brentwood, 25. IX. 40

Lieber Kahler:

Vor allem eine erfreuliche Nachricht: Vor wenigen Tagen hatten wir endlich das ersehnte Telegramm aus Lissabon, Heinrich und Golo sind beide wohlbehalten dort eingetroffen. Von dort zu uns ist nun der kleinere Schritt, und es wäre möglich, daß sie uns mit ihrer Ankunft in New York sogar zuvorkommen. Ich kann hier nicht vor 6. Oktober weg, weil ich einen Vortrag zugesagt habe. Aber für den Notfall würde wenigstens Klaus zur Stelle sein.

Für Canetti¹⁶ lege ich einige Zeilen bei. Ich weiß wohl, daß wir früher schon über

¹⁶ Elias Canetti (geb. 1905), Schriftsteller. Floh 1938 aus Wien nach England. Sein Roman *Die Blendung* erschien erstmals 1935.

ihn gesprochen haben und war immer bereit, für den Verfasser der «Blendung» zu zeugen, die mir damals einen entschieden merkwürdigen Eindruck gemacht hat. Mir ist nicht ganz klar, ob sich Canetti immer noch in Wien befindet oder in England. Meiner Meinung nach war er, als wir über ihn sprachen, noch in Österreich, ich glaube aber seitdem gehört zu haben, daß er nach England gelangt ist. Ich habe mich daher über diesen Punkt in dem kleinen Gutachten unbestimmt ausgedrückt.

Obgleich es mir leid tut, daß ich bei dem Donath-Unternehmen nicht in Gesellschaft unseres Beer-Hofmann auftreten kann, möchte ich mein «Protektorat» doch nicht vorenthalten, da es sich doch offensichtlich zum Mindesten um eine harmlose Sache handelt. Sagen Sie also bitte Donath, daß ich meinen Namen gern zur Verfügung stelle, aber freilich der Sache persönlich wohl kaum Zeit werde widmen können.

Über das nächste Heft von «Maß und Wert»¹⁷ schrieb mir Oprecht heute. Er hat allerlei ganz Brauchbares dafür in Bereitschaft. Außer dem Anfang meiner indischen Novelle bringt er, mit Genehmigung der Schweizer Zensur, die Rede von Raymon Gram Swing, etwas von Ernst Bloch, einen Aufsatz von Schirokauer «Bedeutungswandel des Romans», Professor Karl Löwenstein hat etwas über «Politischen Symbolismus» zugesagt und ebenso Silone ein Stück aus seinem neuen Roman. Auch mehreres Kritische liegt vor. Wie wünschenswert es wäre, daß Sie noch etwas beisteuerten, brauche ich nicht noch einmal zu sagen. Ich denke, wenn Sie es unmittelbar nach Ihrer (doch wohl für die nächsten Tage bevorstehenden) Rückkehr nach Princeton abschicken könnten, wäre es noch nicht zu spät.

Auf baldiges Wiedersehen! Herzlich

Ihr T. M.

Der Brief ist liegen geblieben, inzwischen traf der Ihrige ein. – Es ist etwas daran, daß wir an eine spätere Übersiedelung nach Californien denken, wenn sie auch noch nicht fest beschlossen ist. Den Winter verbringen wir aber unter allen Umständen in Princeton. – Eine sehr schlimme Nachricht traf ein: die unglückseligen Lanyis¹⁸ befanden sich auf dem versenkten Schiff nach Canada. Moni ist gerettet und nach England zurückgebracht, aber der Mann ist untergegangen. Die Ehe war außerordentlich glücklich, und es ist kaum vorstellbar, daß das arme Kind sich von diesem Chock und auch den fürchterlichen Strapazen, denen die Geretteten viele Stunden ausgesetzt waren, erholen kann. Erika, die uns das Unglück kabelte, war im Begriff, sie von dem Spital in Schottland, in das sie zunächst verbracht wurde, abzuholen, was ja immerhin dafür spricht, daß sie reisefähig ist, wir warten nun auf weitere Nachrichten.

¹⁷ In «Maß und Wert», Jg. 3, H. 5/6, September/Oktober/November 1940 erschienen u.a. folgende Beiträge: Ignazio Silone: Esel, Bauern und Redner. Arno Schirokauer: Bedeutungswandel des Romans. Raymon Gram Swing: Jugend, Krieg und Freiheit. Ernst Bloch: Über das noch nicht bewußte Wissen. Der Anfang der *Vertauschten Köpfe* wurde nicht abgedruckt, auch Karl Löwensteins Arbeit über *Politischen Symbolismus* erschien nicht.

¹⁸ Jenő Lanyi (1902–1940), ungarischer Kunsthistoriker. War mit Thomas Manns Tochter Monika verheiratet. Er ertrank 1940 beim Untergang des britischen Evakuierungsschiffes «City of Benares».

Lieber und verehrter Freund – ich fühle mich äußerst schändlich, und mit Recht, da ich mich jetzt endlich hinsetze, Ihnen zu schreiben und Ihren lieben und geschwinden Bericht zu erwidern. Und es ist recht eigentlich ganz absurd, daß ich so lang nicht geschrieben habe, wo ich doch *unaufhörlich* an Sie und Katia gedacht habe mit Sehnsucht und arger Entbehrung während dieses wieder sehr schrecklichen Frühlings. Hundertmal hats mich gerissen, das Hörrohr abzuheben und 1068 anzurufen, eine liebgewohnte Reaction auf alle Erlebnisse, und im Telephonwinkel ist ein unheilbares Verstummen zurückgeblieben, seit ich das nicht mehr kann.

Nun ja, trotzdem konnt ich mich nicht zum Schreiben haben, vielleicht auch grade deswegen. Denn es ist alles so trostlos und niederdrückend gewesen in diesen letzten Monaten, und was man wohl sagen mag in solchen Stimmungen und was sich wieder aufhebt in Fühlung miteinander, das mag man doch nicht niederschreiben und schwarz auf weiß hinsetzen. So läßt mans lieber vergehen und wartet auf irgend einen Aufschwung. Ich mußte alle meine Kräfte zusammennehmen, um meine wöchentliche «Gaukelei» in der New School zu leisten, 40 englische Seiten Raserei durch die Weltgeschichte in 4 Tagen immer und manchmal Nächten und dann das Ganze noch memorieren, auf daß es leicht hingeplaudert erscheine. Das will was heißen für so einen Unplauderer, wie ich es bin – ich mußte selber staunen über mich. Schließlich ist es aber ganz gut abgelaufen, meine 25 Hörer, darunter ein Chinese und ein Inder, haben mich bis zum Ende nicht verlassen und schienen sehr befriedigt von der Darbietung, und ich soll nächstes Jahr einen Kurs durch beide Semester halten, 30 lectures, wovor mir leise graut. Auch in Detroit habe ich mich einmal dargeboten und soll dort auch einen kleinen Cyklus nächstes Jahr haben. Dort habe ich sogar schon einen Entgelt von 50 \$ pro lecture erklommen. Das alles ließe sich hören, und nebenbei hab ich sogar einen Abriß meiner lang geplanten «Geschichte des Menschen»¹⁹ beisammen auf diese Weise, den ich nun einem Verleger und dem Guggenheim präsentieren möchte – es ginge an, wenn die Zeiten anders wären. Aber so kann das alles nicht an gegen die tiefe Schwermut, die einen überkriecht von der «wave of the future», gegen die wir offenkundig so wenig vermögen. Und wenn wir auch wissen, daß es nicht die future der Menschheit sein *kann*, die unsre mag es werden, wenn nicht Fundamentales sich hier aufs Schnellste ändert, wozu ich leider keine Anzeichen sehe. Es steht recht schlimm in diesem Land, und das ist das Bitterste. A qui le dis-je. Und also genug davon.

Menschen sah ich nicht viel, infolge angespannter Arbeit, leider auch von Golo allzuwenig, seit er in New York ist. Einmal war er hier und soll auch nächste Woche wieder zu mir herauskommen. Der Sommer ist noch ungewiß. Meine Mutter dürfte wieder nach Woodstock gehn mit Beer-Hofmann. Ich selbst will mit der Fine eine kleine Reise machen – sie hatte wieder eine recht schlechte Zeit, die arme. Ob Zeit für Californien übrig bleibt, ist leider sehr fraglich angesichts meiner Verpflichtungen für nächsten Winter. Ich werde viel Vorarbeiten zu machen haben.

¹⁹ *Man the Measure. A New Approach to History*. New York 1943.

Bitte schreiben Sie bald und lassen Sie mich mein Schweigen nicht entgelten! Was macht das Haus. Ersteht es? Und wie weit ist der Joseph gediehen? Ach, daß ich ihn nicht mehr begleiten darf! Alles, alles Liebe Ihnen und Katia, der ich auch bald schreiben will. Vielleicht läßt sie mir auch einmal einiges gelegentlich Stürmische zukommen – ich vermisse es so sehr.

Immer Ihr E. K.

An Erich von Kahler

Pacific Palisades, 14. Juni 42

Lieber Freund Kahler,
endlich komme ich dazu, Ihnen Guten Tag zu sagen und Ihnen zu danken. Es ist immer so viel zu tun, und die Briefschreibe-Stunden werden einem so oft genommen von Leuten, die sich wenig Sorge machen um die Zeit von unsereinem und dann womöglich dieselben sind, die sich in aller Unschuld verwundern, *wann* man «das alles» eigentlich mache.

Wie rührend haben Sie wieder meines Geburtstags gedacht und Ihre liebe Mutter auch! Ich muß ihr ein Blättgen²⁰ beilegen. Süßigkeit und Cigarren sind wohlbehalten angelangt. Die guten alten Optimo's! Es war ein sinniger Gedanke von Ihnen. Hier sind sie sehr schwer zu haben, und ich fühle mich durch sie recht lebhaft und wehmütig in alte Zeiten des Zusammenlebens zurückversetzt. Ob wir recht getan haben, sie hinter uns zu lassen? Es bleibt immer eine Frage, die man mal so, mal so beantwortet. Die Lebensform hier hat große Vorzüge, aber manches fehlt, man fühlt sich doch oft «fern von gebildeten Menschen», ist wenig und schlecht unterrichtet, und selbst das berühmte Klima ist nicht eindeutig zuträglich: man spürt auf die Dauer, daß die Wüstenluft einem gewisse Stoffe vorenthält, ich weiß nicht, Jod oder Calcium oder noch anderes, was zum Haushalt gehört, und dessen Fehlen viel Müdigkeit zeitigt, ohne daß der Schlaf besonderen Nutzen davon hätte. Ich muß immer meinen Blutdruck durch kleine Dosen eines Schilddrüsen-Präparats etwas erhöhen, um mich ein bischen stramm zu halten. Aber ist das richtig? Sollte der Mensch an seinem gottgegebenen Blutdruck rühren?

Aber an Haus und Garten haben wir tägliche Freude, und meinem Arbeitszimmer hab ich denn doch schon einige Ehre gemacht: Der Joseph ist, trotz regelmäßigen und unregelmäßigen Unterbrechungen, fast rapide vorgeschritten, die Szene des Sich-zu-erkennen-gebens liegt zurück, ich halte schon bei dem Wiedersehen zwischen Vater und Sohn, und manches Kapitel würde ich Ihnen garzu gern vorlesen, Erika hat über manches Tränen gelacht, und wahr ist es, daß das Humoristische in diesem Bande mehr und mehr die Oberhand gewinnt: es ist ein epischer Scherz, ein komisches Menschheitsmärchen, und ich glaube doch manchmal, daß Spätere sich wundern werden, wie dergleichen in unseren Tagen zustandekommen konnte. Absinkende Parteen sind unvermeidlich. Das Gelungenste in diesem Band ist zweifellos die etwa 50 Seiten lange Thamar-Episode, durch die er denn doch auch eine eigentümliche Frauen-Figur gewonnen hat, eine tolle Person, die sich um jeden Preis und mit Erfolg

²⁰ Anspielungen auf Goethes Briefe.

in die Heilsgeschichte und die zu David führende Geschlechterlinie einschaltet. Dabei bleibt die Sache schwierig bis zum Schluß und wird eigentlich immer schwieriger, weil immer neue Akzente, Formen und Tricks der Erzählung zu erfinden sind, um das Bekannte spannend zu machen.

Außerdem habe ich mit der Redaktion der *Political essays and speeches*²¹ von 1923–41 zu tun, die jetzt erscheinen sollen, und für die ich ein Vorwort geschrieben habe. Ach die Übersetzung, welche Qual! Ich kann jetzt leider gerade soviel Englisch, um mich verpflichtet zu fühlen, aufzupassen. Es war viel besser, als ich noch garnicht hinsah.

Unendlichen Respekt flößt es mir ein, wie Sie's leisten und durchhalten und Ihren Mann stehen. Molly Shenstone²² schrieb uns, sie wäre bei Ihnen gewesen, und Sie hätten müde ausgesehen, – was mir einen Stich gab. Ruhen Sie sich gut aus im Sommer! Auf das Buch bei Kurt Wolff²³ freue ich mich von Herzen.

Haben Sie die bei Bermann-Landshoff erschienenen Briefe Verdi's²⁴ gelesen? Eine Lektüre ersten Ranges, ein nobles, großes Leben, voller Würde. Und welche politische Klarsicht 1870! «The disaster of France fills my heart with despair... If it falls, let us not deceive ourselves, all our liberties will fall, and then falls our civilization too. Let our litterateurs and our politicians praise the knowledge and science and even (God forgive them) the art of these victors. But if they would only look a little below the surface, they would see that the old blood of the Goths still flows in their veins, that they are monstrously proud, hard, intolerant, rapacious beyond measure and scornful of everything that is not German. A people of intellect without heart – a strong people, but they have no grace... *We shall not escape the european war and it will engulf us.*»

Leben Sie wohl! Hoffentlich ist Fine schon wieder aus der Grube²⁵ emporgestiegen. Möge doch der Herbst ein Wiedersehen bringen!

Ihr T. M.

An Thomas Mann

Princeton, 9. v. 43

Lieber und verehrter Freund,

Ihre wunderbare Joseph-rede²⁶ fand ich hier vor, als ich diesmal zum Wochenende herauskam – ich bin schon seit Ende März die Wochen über in New York, wo ich mit Eleanor Wolff die englische Fassung meines Schlußkapitels²⁷ Satz für Satz in

²¹ *Order of the Day. Political Essays and Speeches of Two Decades.* Transl. H. T. Lowe-Porter, A. E. Meyer, E. Sutton, New York 1942.

²² Molly Shenstone betreute in Princeton zeitweise Thomas Manns englische Korrespondenz.

²³ *Man the Measure.*

²⁴ *Verdi, the man in his letters.* Ed. and selected by Franz Werfel and Paul Stefan, transl. by Edward Downes, New York 1942.

²⁵ Anspielung auf Josephs Auferstehungen.

²⁶ *Joseph und seine Brüder.* Vortrag, gehalten am 17.11.1942 in der Library of Congress, Washington. Erstmals in englischer Übersetzung unter dem Titel *The Joseph Novels* in «Atlantic Monthly», vol. 171, nr. 2, New York 1943. Der deutsche Text erstmals in «Deutsche Blätter», Jg. 3, H. 24, Santiago de Chile 1945 (XI, 654–669).

²⁷ Schlußkapitel von *Man the Measure.*

höchst dramatischen Sprachenkämpfen durchredigiere. Ihr leiser Vorwurf ist nur zu berechtigt, und meine Beschämung ist groß! Wie hat es mich gedrängt, Ihnen zu sagen, wie ich die Vollendung des Joseph in Gedanken und Gefühl gefeiert habe und wie schmerzlich es mir war, nicht dabei gewesen zu sein an dem Abend des Tages, an dem der letzte Satz dieses Werkes geschrieben war, das ich in seinen späteren Teilen aus solcher Nähe wachsen sehen durfte. Dieses Buch ist mir mit vielfachen Banden persönlichsten und gemeinsam allgemeinen Erlebens, durch seine überzeitliche Idee wie seine zeitlichen Bezüge und die miterlebten Umstände seiner Entwicklung so sehr ans Herz gewachsen, daß ich mein Fernsein bei seiner Vollendung als eine Art Unbilligkeit des Schicksals empfinde!

Das alles wollt ich Ihnen sagen, und allsogleich sagen, als ich von dem glücklichen Ereignis erfuhr. Aber die Arbeitsmüdigkeit war gleich darauf besonders groß – ich bin ja leider nicht so diszipliniert wie Sie, und die Zerrüttung nach ein paar fruchtlosen Arbeitstagen lähmt mich so, daß ich nichts sagen kann, geschweige denn das Rechte, Gebührlisch-Festliche, das zu diesem Anlaß gesagt werden wollte.

Nun aber die Rede, die ich in einem Zuge, sozusagen stehenden Fußes zuendelas mit der höchsten Spannung und anhaltendem Entzücken, – sie ist, finde ich, ganz besonders geraten, sie ist eine der schönsten und beziehungsreichsten Selbstdeutungen, die es gibt. Was für ein Bogen vom Ich über die Väter und «Mütter» zur mythischen Zukunft – ach, sie ist nur allzu mythisch, diese Zukunft! Wie schön und mir nah die Gottesidee, die Idee der Beziehung von Gott und Mensch und die Deutung des Religiösen! Diese Rede ist in jeder Hinsicht das Gegenstück zur Einleitung, sie sollte in allen Ausgaben zum Schluß des ganzen Werkes gedruckt werden. Sie schließt den Ring, sie berührt sich mit der Einleitung im Heute, Ihrem ganz persönlichen und dem unsrer Welt.

Den Bericht über mich verschieb ich noch, bis mein leidiges Monstreboot von Stapel gelaufen ist. Ich hab ihn recht satt schon, den Wechselbalg – denn ein solcher wird er sein, den Umständen entsprechend. Was planen Sie, was unternehmen Sie am Ende schon? Bitte seien Sie großmütig und geben Sie mir wieder einmal ausführliche Nachricht!

Dank, und alles Liebe an Katia!

Immer Ihr E. K.

Jacob Burckhardt, Weltgeschichtliche Betrachtungen, Einleitung 2:

«Aufs schmerzlichste ist die Unmöglichkeit einer geistigen Entwicklungsgeschichte Ägyptens zu beklagen, die man höchstens in hypothetischer Form, etwa als Roman, geben könnte.» – ! –

An Erich von Kahler

Pacif. Palisades, 18. Mai 1943

Lieber Freund Kahler,

Sie haben mich unverhältnismäßig belohnt mit Ihrem guten Brief für das kleine Präsent. An der Dünnigkeit unserer Korrespondenz bin ich ja ebenso schuld wie Sie, und es kann eben nur einer zum anderen sagen: «Sie wissen ja, wie es geht». Bei mir

ist es so, daß ich eine abergläubische moralische Abneigung gegen das vormittägliche Briefschreiben habe; nachmittags aber kommt jeden zweiten Tag der Sekretär zum Diktat (der junge Katzenellenbogen, ein angenehmer Mensch mit gutem englischem Stil; er wird leider bald eingezogen werden), und an dem anderen Tag wird mir allzu oft die Zeit durch Thee-Besuch gestohlen. Wie Sie sich tummeln müssen, weiß ich nur zu gut und bewundere die tapfere, tüchtige Anpassungsfähigkeit eines an Gemächlichkeit und Unabhängigkeit gewöhnten Mannes. Ihre Übersetzungskämpfe müssen reizvoll sein und werden wahrscheinlich nicht nur Sie, sondern auch Ihre Partnerin sprachlich fördern. Also im letzten Kapitel! Soll das Buch gar noch im Herbst herauskommen? Ich bin sehr neugierig darauf und glaube, wenn auch ein van Loon-Erfolg²⁸ nicht in Aussicht steht, doch an einen starken Eindruck auf das geistig angeregttere Amerika, das immerhin vorhanden. Für solche zusammensehenden und aufs Ganze gehenden Bücher ist doch durch das Erlebnis ein gewisser Sinn geweckt worden. Niebuhrs «Nature and Destiny of Man»²⁹ ist auch ein Zeichen der Zeit.

Ein tieferer Grund unseres beiderseitigen Nicht-viel-schreibens mag das Gefühl des Unnötigen sein. Man erlebt an getrennten Orten im Großen-Ganzen dasselbe, und jeder weiß ziemlich genau, was der andere dabei fühlt und denkt. So zum Beispiel bei der Kunde, daß in Afrika amerikanische Offiziere gegen das Spielen der russischen Hymne protestiert haben. (Es wurde mir versichert.) Oder bei der Nachricht, daß die italienischen *Kommunisten* die Dynastie beseitigen wollen («Juden und Kommunisten»). Andererseits bei dem tollen und schrecklichen Streich der R. A. F. gegen die deutschen Staudämme. Der Vorgang hat etwas Symbolisches; man kann kaum umhin zu denken, daß dort bald – lassen Sie etwa noch die Sommeroffensive in Rußland fehlschlagen – alle Dämme reißen werden. Europa wird wieder unser sein, man darf es doch wohl glauben und fängt an, sich in den Gedanken hineinzuleben. Zum Beispiel bereitet alles sich mit Feuereifer auf die Wiedereröffnung des deutschen Büchermarktes vor, dem man offenbar eine kolossale Aufnahmebegier zutraut. Sogar in London, höre ich, werden deutsche Bücher gedruckt. Bermann hat mich schleunigst unseren Vertrag erneuern lassen und mir zu meiner größten Überraschung ein paar tausend Dollars auf den Tisch gelegt – aus lauter Angst vor der ausbrechenden Konkurrenz. Das Joseph-Manuskript ist in Stockholm eingetroffen, und zugleich mit ihm gehen Neu-Auflagen von «Zauberberg», «Lotte» und den «Vertauschten Köpfen» in Druck – auf Vorrat für «den Tag», wie es scheint, – oder die Herren der Gestapo in Italien müßten die Bücher gekauft haben.

Wir leben so unseren Palmen- und Citronentag dahin, der nur geringe Variationen kennt. Zur Zeit und noch für einige Zeit sind die beiden Enkelbuben³⁰ aus San Francisco bei uns, da ihre Mutter, die kleine Schwyzerin einen Defence job angenommen hat. (Sie ist Tank cleaner) Das Kleinleben im Hause ist natürlich erheiternd, aber

²⁸ Hendrik Willem van Loon, *Thomas Jefferson*. New York 1943. (Steht, mit einer Widmung des Autors, in Thomas Manns Nachlaßbibliothek.)

²⁹ Reinhold Niebuhr, *Nature and the Destiny of Man*. 2 Bde., London und New York 1941/43.

³⁰ Die Kinder von Michael Mann, Thomas Manns jüngstem Sohn, und Gret Moser. Frido war das Modell zu Echo im *Doktor Faustus*.

für meine Frau eine arge Belastung, zumal da schon die Versorgung des Haushalts keine Kleinigkeit mehr ist. Ich habe von den Kindern nur das Vergnügen. Anthony (Tonio), 9 Monate, ist ja noch keine rechte Persönlichkeit, aber Frido das Reizendste an Dreijährigkeit, was mir je vorgekommen, so hübsch und schelmisch, daß mir das Herz aufgeht, wenn ich ihn nur ansehe. Mit schwerer Zunge fängt er jetzt an zu sprechen und jubelt über jedes Wort, das er zustandebringt. Wenn er von etwas genug hat oder sich darüber trösten will, daß es nicht mehr davon gibt, so sagt er: «'habt!» («Gehabt».) Ich finde das sehr gut. Wenn ich sterbe, werde ich auch «Habt!» sagen. Entschieden muß ich über ihn schreiben. Vielleicht nehme ich ihn in meinen neuen Roman auf. Ich habe mich nämlich bereit gefunden, dem Krieg noch einen mäßigen Roman lang Zeit zu geben. Es ist eine Art von moderner Teufelsverschreibungsgeschichte und ein Gewebe aus Theologie, Medizin, Musik und Politik, denn die deutsche Traurigkeit soll mit hinein. Übrigens kann ich nicht garantieren, daß es zustande kommt. Ich träume so daran herum.

Wenn doch die University of California Sie endlich einmal beriefe! Vielleicht wenn das Buch da ist.

Wir grüßen vielmals. Sagen Sie es auch Ihrer lieben Mutter!

Ihr *Thomas Mann*

An Thomas Mann

5. I. 1944

Lieber, verehrter Thomas Mann, Kurt Wolff³¹ sandte mir Ihren Brief an ihn und bekannte mir bei dieser Gelegenheit erst das Ansinnen, das er rührenderweise in meinem Interesse, wenn auch gar nicht in meinem Sinne, an Sie gestellt hat. Sie wissen, wie schwer es mir immer gefallen ist, andere, und seiens auch noch so nahe und geliebte Freunde, für mich zu bemühen, und ich habe es auch nicht oft in meinem Leben getan – die Phantasie hinderte mich daran. So mögen Sie sich denken, wie arg es mir ist und wie leid es mir tut, der unfreiwillige Anlaß auch nur einer Angst vor Arbeitsstörung bei Ihnen gewesen zu sein und Ihnen so etwa ein paar unmutige und unbehagliche Stunden bereitet zu haben. Wer je von einer weitschichtigen Arbeitsidee wirklich bedrängt gewesen ist, der weiß und versteht jenes Gefühl, das nur dem physischen Durst vergleichbar ist: Zur Arbeit kommen und sonst nichts! Und der kennt auch jene animalische Wut, die gegen alles Abhaltende unhemmbar aufschießt. Nicht nur, daß ich um alles in der Welt nicht der Anlaß einer solchen Wut sein möchte – etwas Ersprießliches kann ja auch nur geschaffen werden, wenn man einen freien Kopf, eine leichte Bereitschaft, ja einen Anreiz und «Übermut» dazu in sich verspürt.

Also lassen Sie es mich mit Ihren Gefühlen nicht entgelten, und auch bitte Kurt Wolff nicht! Sie können sich vorstellen, wie schwer er es hat, sein schönes geistiges Unternehmen hier durchzusetzen. Er ist in seinen ersten Anfängen, seine Connexionen mit den führenden Journalisten sind noch allzu frisch und ungefestigt, und wie-

³¹ Kurt Wolff (1887–1963), Münchner Verleger. Emigrierte 1931 nach Südfrankreich und Florenz, 1941 in die USA. Gründete dort den Verlag Pantheon Books New York.

wohl das Prestige des Verlages unter Kennern und Lesern für die kurze Zeit seines Bestandes schon erstaunlich ist, so hat er doch begreiflicherweise noch nicht die Mittel, in der massiven Publizität, die hier nötig ist, mit den großen amerikanischen Häusern zu konkurrieren. Mein Buch³² ist nun die erste Urausgabe des Verlags, und Kurt Wolff hat, trotz meiner Warnungen, große Hoffnungen darauf gesetzt. Er hat sich, glaube ich, vorgestellt, daß es auch für seinen Verlag die Bahn brechen würde zu einem breiteren Widerhall. Davon ist nun bisher recht wenig zu spüren. Ich hatte das Unglück (– freilich nicht ohne eigene Schuld meiner Langsamkeit –) mit meinen wesentlichen Büchern im Exil herauszukommen, überall ein unerwünschter Fremdling ohne ursprüngliche Autorisation durch ein Heimatland – ich hatte ja leider überhaupt kein solches eindeutiges Heimatland. Ich bin aber nicht nur zwischen den Ländern und Gruppen, sondern auch zwischen den Rubriken, in die man geistige Produkte einzuordnen gewohnt ist, und so treffe ich auf keinerlei vorbereitete Apperzeption. Die geistigen Sinne scheinen nicht vorhanden, um auch nur meine Problematik aufzunehmen – sie scheint unterhalb oder oberhalb der Reizschwelle. Kein Wunder also, daß es mir mit diesem Buche hier bisher so ergeht wie mit dem «Deutschen Charakter» in der Schweiz. Die großen Zeitungen und Zeitschriften in New York, Boston, Washington haben sich überhaupt noch nicht geäußert, und in dem, was vorliegt, erfahre ich viel verlegen-ängstliche, flauere, vage Loberei, an der mir nichts liegt, aber nicht eine einzige wirklich beteiligte Auseinandersetzung, nicht ein einziges Eingehen auf die *Sache*, das allein meine Arbeit in das allgemeine Bewußtsein einreihen und ihr eine eigentliche Resonanz verschaffen könnte. Charakteristisch für diese Haltung ist eine Äußerung eines Kritikers der New York Times (Orville Prescott), den jemand über mein Buch befragt hat: «We are frightened by this book, we are simply out of our depth.» Die einzige Äußerung, die mich bisher wirklich gefreut hat, war eine Anpöbelung im Daily Mirror, der in mir einen «fellow traveller» gewittert hat.

Nun, für mich ist das alles keine Überraschung. Ich war darauf gefaßt und muß es tragen. Aber Kurt Wolff empfindet es mit bitterer Sorge, und nur um sein Verhalten zu erklären und zu entschuldigen, habe ich diesen leidigen Stand der Dinge vor Ihnen ausgebreitet.

Ich hoffe und vertraue, daß Sie inzwischen wieder tief in Ihrem großartigen Unternehmen drin sind, das mich fasziniert und dessen Fortgang ich mit der größten Spannung und mitbangenden Wünschen begleite. Bitte lassen Sie mich von Zeit zu Zeit wissen, wie es weitergeht! Sehr gerne würde ich Ihre Mosesgeschichte³³ lesen – gibt es vielleicht eine alte Abschrift, die Sie entbehren können? Das Buch zu kaufen hat wenig Sinn für mich, da Ihr Beitrag das Einzige ist was mich darin interessiert. Auch läse ich das Ihre ja viel lieber deutsch.

Ihr Statement für Broch habe ich erhalten – leider wird es nicht möglich sein, es mit Einschluß der anderen Namen zu verwenden. Ich glaube, ich habe mich nicht

³² *Man the Measure*.

³³ *Das Gesetz*. Erstmals in englischer Übersetzung in «The Ten Commandments. Ten Short Novels of Hitler's War against the Moral Code». New York 1943. Erste Buchausgabe in deutscher Sprache: Pazifische Presse, Los Angeles 1944 (VIII, 808–876).

klar ausgedrückt: Ihre Äußerung ist für ein privat zu versendendes Circular zur Subscriptioneinladung und speziellen Empfehlung des Virgil³⁴ gemeint, und aus den andern Statements, die K[urt] W[olff] Ihnen einsenden wird, werden Sie ersehen, daß in diesem Rahmen ein Hinweis auf andere Bücher sich nicht einfügen will. Es hat nichts damit zu tun, daß Bruno Frank's Buch³⁵ in einem anderen Verlag erschienen ist – auch mein Name darf in dieser Einladung nicht figurieren, die ausschließlich dem Zweck der Subscription dienen soll. So muß ich Sie um die Autorisierung bitten, daß nur die auf Broch bezügliche Stelle benutzt wird, für die wir alle Ihnen herzlich danken. K[urt] W[olff] und Broch werden dies noch separat tun.

Borgeses sah ich in New York leider nur einmal, da sein plötzlicher Nierenstein und unsre Princetonner Grippen uns verhindert haben zusammenzukommen. Es war sehr traurig und schade. Immerhin sah ich Gogoi³⁶ zum erstenmal in Gesellschaft ihrer neuen tropischen Schönheit von Kinderfräulein. Beide haben mir großen Eindruck gemacht. Medi fand ich leider wieder etwas zu schmal und bläßlich – ein schwächlicher Zweig, an dem die neue Leibesfrucht überschwer zu hängen scheint. Sie war lieb wie immer, Borgese berstend von vitalen Sarkasmen. Sein Buch³⁷ ist übrigens sehr brillant, voll glänzender Formulierungen – wiewohl mir so manches nicht eingehn will.

Von Golo hatt ich einen Brief, aus dem ich entnehme, daß man Überseeisches mit ihm vorhat, was mir große Sorge macht. Könnte man nicht etwas tun, um ihn davor zu bewahren? Er hat genug durchgemacht und würde am Schreibtisch oder auf dem Katheder Wichtigeres, weniger Ersetzliches leisten. Er ist ja nicht der Typ für intelligence-Dienste, in denen es auf große Wendigkeit, journalistische oder psychologisch-politische, ankommt, und andererseits gehört er zu den Wenigen, die man – von allem Persönlichen abgesehen – unbedingt für die großen Nachkriegsaufgaben aufgespart wissen möchte. Sie selbst können gewiß keinen Einfluß nehmen, aber gibt es nicht irgend einen vertraulichen Mittelsmann, der in diesem Sinne einwirken könnte? Ich habe hier ähnliche Interventionen mit gutem Erfolg gesehn. Daß der Gentz endlich gut untergebracht ist, war mir eine große Freude!

Bitte lassen Sie bald von sich hören! Alle Segenswünsche für die Arbeit und alles Liebe und Herzliche Ihnen Beiden!

Ihr E. K.

Darf ich Sie bitte leise an Richter³⁸ erinnern?

³⁴ Hermann Broch, *Der Tod des Vergil*. New York 1945. Die metrischen Übersetzungen der umfangreichen Zitate aus der *Aeneis* stammen von Erich von Kahler.

³⁵ Bruno Frank, *Die Tochter*. Stockholm 1943.

³⁶ Angelica Borgese, die am 30. 11. 1940 geborene Tochter von G. A. Borgese und Elisabeth Mann.

³⁷ *Common Cause*. New York 1943.

³⁸ Werner Richter (1888–1969), Historiker und Journalist (Berliner Tageblatt). Exilierte 1936 nach Italien, dann in die Schweiz; 1941 nach USA. Kehrte nach dem Zweiten Weltkrieg in die Schweiz zurück (Massagno). Schrieb populäre Biographien von Kaiser Friedrich III. (1938), Ludwig II. (1939), Kronprinz Rudolf von Österreich (1941), George Washington (1946), Bismarck (1962).

Pacific Palisades,
16. Januar 44

Lieber, guter Freund,

Sie haben mir so lieb und gut und verständnisvoll geschrieben und mich getröstet in meinem Verdruß, so vieles schuldig bleiben zu müssen, daß ich nur recht herzlich danken kann. Dies ist nun wohl ein natürlicher und unabwendbarer Verdruß: ich fange einfach an, meine Jahre zu spüren, ein schon langes und von jungauf recht angespanntes und prekäres Leben, und bin, unter uns gesagt, oft recht *müde*, recht eigentlich *faul*, fürchte mich vor Energie-Aufgeboten, die ich früher so mitnahm. Ein gewohnheitsmäßiges Aktivitätsbedürfnis ist auf die Morgenstunden versammelt (der alte Haydn: «Wenn ich ein wenig gefrühstückt habe, setze ich mich zum Komponieren nieder.» Der Gute!), aber nachmittags mag ich eigentlich garnichts mehr tun, sehe schon mit Unbehagen der Sekretärin entgegen, wenn sie zum Brief-Diktat kommt und mache immer wieder die Erfahrung, daß, was ich mich sonst um diese Tageszeit anzulegen zwingen, schlecht wird, sodaß ich einsehe: ich muß einen oder zwei Vormittage dafür freimachen. Ich gebe zu: mehr oder weniger war es immer so, aber ein deutliches Bequemwerden und eine wachsende Neigung, zusätzlichen Anstrengungen aus dem Wege zu gehen, ist doch nachweisbar. Immerhin, vieles und Wesentliches bin ich noch nicht schuldig geblieben, und bei Ihrem Buch handelt es sich um eine Verzögerung, von der ich mit gutem Gewissen sagen kann, daß sie zur Zeit nur noch ganz äußerliche Gründe hat. Ich konnte den Band nicht mitnehmen, er war nebst vielen anderen in unserem Gepäck nicht unterzubringen. Eine ganz kleine Bibliothek, die sich im Hotelzimmer angesammelt hatte, auch Manuskript-Zeug darunter, haben wir Bermann zum Nachsenden in Auftrag gegeben, und dieses Paket ist unbegreiflicher Weise immer noch nicht eingetroffen. Der Weihnachts-Post-Tumult machte sein Ausbleiben eine Weile entschuldbar, aber jetzt hat längst der Spaß aufgehört, und wir haben schon zweimal bei Bermann dringlich deswegen reklamiert. Es ist auch sonst unangenehm. Bei mehreren Personen habe ich mich wegen des Ausbleibens einer Äußerung über ihre Manuskripte und wegen dieser selbst entschuldigen müssen. Hätte ich wieder Kontakt mit dem Buch, so würde sich gewiß zwanglos und von innen heraus ein kleiner Aufsatz darüber ergeben. Alles, was Sie mir über die matte und furchtsame Aufnahme berichten, die es erfährt, bestärkt mich in dem Vorsatz, mich dazu zu bekennen, und noch gestern wurde dieser Vorsatz befeuert durch ein Gespräch mit Erwin Kalser, den wir in einer Gesellschaft trafen, und der sich von dem Werk bis zur Begeisterung angetan zeigte. Tagelang, sagte er, sei er nicht davon losgekommen.

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie dankbar ich Ihnen bin für Ihre schöne Anteilnahme an meinem neuen Erzähl-Experiment. Es geht wieder vorwärts damit, wenn auch viel langsamer als in der ersten Neuigkeitserregung vor der Reise. Würde ich da nun «schuldig» bleiben, so wäre das freilich schlimm. Aber mit Geduld, Vorsicht, Umsicht und rechtzeitigem Aufstehen wird es nach «ein wenig Frühstück» schon werden, was es ist. Wiederholt bin ich nach Vorlesungen auf die Bogenlinie hingewiesen worden, die von den alten «Buddenbrooks» dazu hinüberführen soll, und

es trifft sich merkwürdig genug, daß hier gerade jetzt verschiedene Leute, unabhängig von einander, den 44 Jahre alten Erstling mit erstaunlichem Vergnügen wieder gelesen haben. So Franks und fast gleichzeitig der todkranke Werfel, der sich das Buch von mir ausbat und sich bei meinem letzten Besuch völlig hingerissen darüber ausdrückte. «Ein unsterbliches Meisterwerk, unzerstörbar!» Und es sei ihm ganz sonderbar, so die empirische Person des Verfassers an seinem Bette stehen zu sehen. – Mit glücklichen, im günstigen Augenblick getanen Jugendwürfen ist es so eine Sache. Oft gilt es dann nur noch, den Rest des Lebens, einen vielleicht langen Rest, leidlich würdig auszufüllen, während man immer, und je länger desto mehr, der Mann jenes Erstlings bleibt. Ich will bei den «Buddenbrooks» nicht gerade an die «Cavalleria rusticana» denken, aber an den «Freischütz», der ein wirkliches Ereignis war, wenigstens ein deutsches, kann man vielleicht dabei denken. Nun, «Oberon» und «Euryanthe» sind ja auch noch auf Repertoire... Und ich glaube sogar doch, daß es mir gelungen ist, mein späteres Leben mehr nach Goethe'schem Muster auszubauen.

Die Moses-Geschichte findet viel Anklang, und es ist ja immer tröstlich zu hören, daß man *noch kürzlich* etwas Gutes gemacht hat. Sie haben recht, nach dem Buche nicht zu verlangen. Ich fürchte ehrlich, daß mein Beitrag mit Abstand der beste ist. Manches ist geradezu lächerlich und kompromittierend, z. B. eine Beschreibung der Rebekka West von Kopenhagen, so ignorant, daß man sich in Europa den Bauch halten wird. Sehr zu bedauern. – Leider habe ich von dem Original des «Moses» nur noch die Handschrift. Können Sie sich nicht vielleicht von Bermann-Fischer eine Abschrift verschaffen?

Wir sprechen oft von Ihnen und wünschen Sie her. Ich denke immer, der Tag wird kommen, wo Sie der Unsrige sind.

Herzlich

Ihr *Thomas Mann*

Die Fragen, was man nach dem Siege mit Deutschland tun soll, wollen nicht versiegen. Ich sage kein Wort. Rät man zur Milde, so wird man von den Deutschen womöglich gräßlich desavouiert. Rät man zur Unerbittlichkeit, so gerät man in eine schiefe und unzuträgliche Stellung zu dem Land, dessen Sprache man schreibt. Auch kommen mir alle Beratungen über das Fell des Bären immer noch unheimlich verfrüht vor.

Wir haben unser Bürger-Examen abgelegt, sind also eigentlich schon *cives romani*. Nach Europa reist man aber, glaube ich, besser mit einem tschechischen Paß.

An Thomas Mann

2. Juni 44

Lieber Freund –

Geburtstage seien gepriesen! Sie sind ein Termin, ein Terminus für endlose Aufschiebe. Fast ein halbes Jahr ist wohl vergangen, seit ich das letzte Direkte von Ihnen hörte, und freilich auch, scheint's mir, Ihnen oder Katia schrieb. Golo erzählte Spärliches,

eh er allzu plötzlich entschwand, von Mrs. Lowe³⁹ erfuhr ich, daß der Faust geschwinde fortgeschritten ist, und daß sie ihn nun doch wohl wieder kriegt... Wenn ich dran denke, wächst mir gleich wieder die Gier zu wissen, wie er weiterging, wie Sie es gemacht und zurandegebracht und was Sie wohl alles am Wege getrieben haben. Wieviel Anlässe spürte man voraus, damals, als Sie's erzählten, wieviel blumige und pfefferige Gelegenheiten, mein Gott, oder besser, mein Teufel! Und welche Berechtigung diesmal, allen Anlaß zu nehmen in diesem Tausendsassa von Buch, das es zu werden versprach. So leckere ich mir das Maul – bis zum Herbst wohl noch, hélas, wenn Ihr wiederkommt.

Ich werde wohl kaum von hier loskönnen, oder höchstens für eine Woche einmal, meiner Mutter wegen und der Umstände, die an ihrem zwar etwas konsolidierten, aber doch sehr labilen Befinden und der Schwierigkeit der Pflege hängen. Und doch bräuchte ich's sehr nach drei ununterbrochenen Princeton Jahren und in der wahren Verdüsterung, in der ich mich befinde. Ach, an nichts denken, von nichts wissen müssen, nichts voraussehn müssen. Sich in die Büsche schlagen, ein ganz kleines bißchen nur, am Meer, in den Wäldern, solange sie noch stehn... Wissen Sie, was am Schwersten zu ertragen ist in der vorrückenden Epoche und gar in diesem Lande: dieses allgegenwärtige, beängstigende Gefühl der Futilität! Nicht nur das Naturgesetz, die Elemente, die absolute Wahrheit, ist dahin – dasselbe begibt sich im Physischen, im animalischen Zustand. Gewußt hat man das alles schon lang, drüber gedacht und geschrieben, aber physisch, so mit der naiven Basis des Körpers hat man's nicht ganz geglaubt, hat sich retten wollen, romantisch, in den Bestand der Natur, die Urwälder irgendwo in der Welt. Das wird einem gründlich ausgetrieben. Da wird kein Ausweg mehr gelassen. Nichts da, zurück in den Menschendreck, Politik, Wirtschaft, Big Three, Standard Oil, State Dyst., Churchill, Papst und alle Konsequenzen. Was ist die gute alte Natur, was sind die Urwälder – Bombenfutter. Und wo sind die Urwälder überhaupt noch? Auf den Südseeinseln, wo gar nicht so lange her noch die subtilen Seelenmärchen von Joseph Conrad möglich waren, schmeißen die Rocketgirls ihre Beine, und auch die Papageien werden bald Frank Sinatra singen lernen. Nein, die Natur hat keinen Bestand, die Menschen haben gesiegt, sie siegen immer weiter, und wozu, das kann man allmählich auch nicht mehr übersehen.

Verzeihen Sie, Lieber, das ist wenig geburtstäglich, und ich sollt es gar nicht herauslassen. Aber es ist halt ich in diesem Moment – wenn ich Wahres von mir aussagen soll, so ist es eben das.

Bitte schreiben Sie wieder einmal, ein kleines Tröstliches! Ist es wahr, daß Sie einen Film machen? Die Zeitungen schrieben es. Über Deutschland las ich auch von Ihnen in der Atlantic... ich habe mich ebenfalls zu diesem leidigen Thema äußern müssen, ausführlicher als mir lieb war.

Ich denke an Sie am 6. Juni mit den innigsten Herzenswünschen! Das ganze Haus schickt Ihnen und Katia Grüße!

Immer Ihr E. K.

³⁹ Helen Tracy Lowe-Porter (1877–1963), Übersetzerin und Schriftstellerin. Vgl. John C. Thirlwall, *In Another Language. A Record of the Thirty-Year Relationship between Thomas Mann and His English Translator, Helen Tracy Lowe-Porter*. New York 1966.

Lieber Freund Kahler,

längst hätte ich Ihnen für Ihr so treues, rührendes Gedenken zu meinem Geburtstag – einem ganz ordinären neunundsechzigsten – gedankt, wenn ich nicht bald danach von einer sehr unangenehmen und reduzierenden Attacke der intestinal troubles befallen worden wäre, die jetzt hier umgehen, einer Art Magen- und Darmgrippe mit viel Schmerzen und Übelkeit. Gerade heute, wo ich zum erstenmal wieder etwas weißes Fleisch essen durfte, beginnt Katja auf dieselbe Art zu kränkeln, und es wäre arg, wenn sie einen schwereren Fall entwickelte, denn ohne mich geht es schon, nicht aber ohne sie.

Noch einmal also, Ihr Brief war mir ein sehr liebes Geschenk. Ihr Pessimismus, Ihre Melancholie, Ihre Resignation haben zuviel Geist, um deprimierend zu wirken, und weiß Gott, sie sind verständlich, – obgleich ich glaube, daß Ihre allzu lange Eingeschlossenheit im ehrwürdigen Princeton etwas dabei mitspricht – immer mit denselben Professoren. Mir hatte sich das Leben dort bald auf die Brust gelegt, ich genieße hier die Weite – obgleich sie viel Benzin kostet – und den Seewind. Auch tut zur Zeit der Umgang mit den Musikern nur gut, Strawinsky, Schönberg, Toch, Rubinstein – es ist ja alles hier –; dann der mit Leonhard Frank⁴⁰, einem im Grunde heimwehkranken, von Würzburger 17. Jahrhundert und altstädtischem Handwerker-tum träumenden und dichtenden Deutschen, der einen merkwürdigen Instinkt für die Geheimnisse meines Romans hat und oft zu uns kommt. Daß wir Sie nicht haben, Guter, dies hoffnungslos-weit-von-Ihnen-entfernt-leben, das wir uns so dauernd und trennend nicht vorgestellt haben, ist uns, glauben Sie das nur, ein immerwährend *crève-cœur*. Von Versuchen, einen Ruf hierher für Sie zu erreichen, haben wir noch immer wieder abgelaßen, teils der Schwierigkeit wegen, teils weil wir ja wissen, daß Sie vorläufig nicht frei über sich verfügen können, teils auch im Gefühl des Provisorischen aller Zustände und der Möglichkeit rascher Änderungen.

Was werden Sie tun, wenn Europa offen ist? Wird es Sie nicht doch wieder dort hinüber ziehen? Nach Frankreich etwa, nach Prag, nach Wien? Da ich mir die Invasion über den Kanal nicht vorstellen konnte und sie doch unter verhältnismäßig geringen Opfern gelungen ist, sind vielleicht auch meine Vorstellungen übertrieben von den riesenhaften Schwierigkeiten, die sich der Eroberung Frankreichs noch entgegenstellen. Es *kann* rasch zu Ende gehen. Aber auch, wenn die Deutschen durch einen Kampf bis zur letzten Patrone beweisen, daß sie am Nationalsozialismus hängen wie kein anderes Volk an seiner Regierung, daß er das demokratisch-legitimste aller Régime ist, sollte man denken, daß sich der europäische Krieg über das Frühjahr 1945 hinaus kaum hinziehen kann. Ich denke selten über sein Ende hinaus, i. e. über das Ende des schmutzigen Unsinn, der uns aus Deutschland vertrieb. Darauf hin lebe ich seit 11 Jahren und mache mir nicht viel Gedanken über das, was nachher kommen mag. Es hängt wohl mit meinen Jahren zusammen, daß ich geneigt bin,

⁴⁰ Leonhard Frank (1882–1961), Schriftsteller. Sein Lebensbericht *Links, wo das Herz ist* erschien 1952.

zu denken und zu sagen: Da sehet ihr zu! Aber ich möchte mit der leidlich beruhigenden Erfahrung aus dem Leben gehen, daß zwar auf dem Stern, dessen flüchtige Bekanntschaft wir machten, allerlei literarisch nicht Einwandfreies möglich ist, daß sich aber das Allerdümmste und Niederträchtigste denn doch nicht länger als 11 Jahre darauf halten konnte.

Was ist denn das, schon wird die Hand mir lahm, oder vielmehr der Kopf, – das Schreiben wird mir noch sauer. Ich sollte den Brief liegen lassen, um noch ein bisschen was daraus zu machen, aber lieber schreibe ich bald einmal wieder; Sie sollen endlich Ihren Dank haben.

Von Erika und Golo hatten wir ein gemeinsames Kabel aus London. Klaus schreibt aus Italien, er sei zwar befriedigt von seiner Tätigkeit, strebe aber doch auch nach England, um an der Invasion teilzunehmen. Es ist wirklich das, was Hofrat Behrens Joachims «Biereifer» nennt. Sehr respektabel, aber namentlich im Gedanken an meine Frau kann ich nur beten, daß uns bei dem Schlamassel kein Kind abhanden kommt.

Die von San Francisco⁴¹ kommen nächsten Monat für längere Zeit, und ich freue mich auf den schönen Fredolin, der viel englisch und deutsch reden soll. Im September kommen dann Borgeses und bleiben über Weihnachten.

Der Roman hat starke Fortschritte gemacht – um lieber nicht zu sagen «gute». Es sind schon an 300 Seiten, ungefähr die Hälfte.⁴² Wie gern läse ich Ihnen vor!

Über 3 Tage, am 23. werden wir Bürger. Kurios, kurios.

Nehmen Sie vorlieb und seien Sie herzlich begrüßt!

Ihr *Thomas Mann*

An Thomas Mann

10. Oktober 1944

Lieber und verehrter Freund – es ist sehr schlimm: die Schuld ist ganz und gar bei mir. Alles ist richtig angekommen, Ihre Briefe und der Joseph. Und nur mein angehäufter inniger Dank ist schamvoll und schändlich unpünktlich wie immer. Ich wollt nämlich den Joseph lesen, eh ich schreibe, und da ich ja doch ein eingängiger, sozusagen fußgängerischer Leser bin, kein Raser noch Glimpser, wo es mir drum zu tun ist, dazu noch gerne Extrapüschchen einlege ins Eigene und Bezügliche, wozu dieses Buch weiß Gott übermäßigen Anlaß gibt, da ich es überdies nicht wie geplant auf Ferien lesen durfte, sondern zwischen andauerndem Arbeitsgehetze und recht ermüdet von den Unbilden dieses wahrhaft sadistischen Klimas hier – nun aus lauter solchen Gründen ist es wieder einmal Oktober geworden, ein im allgemeinen bei mir sehr beliebter Monat, weil er außer einem zarten und goldenen Wetter meist auch Sie gebracht hat. Wie schön wärs gewesen über den Joseph zu *reden*, aber daraus wird nun nichts, und so muß es aufs leidige Papier. Also ich habe diesen Band ungeheuer genossen, fand ihn leicht, leicht, auf die höchste und tiefste Weise amüsant. Umso flüssiger und rein-erzählerischer, als die Prämissen ja alle schon gegeben, eingespielt

⁴¹ Familie Michael Mann-Moser.

⁴² Thomas Mann arbeitete damals am XIX. Kapitel des *Doktor Faustus*.

und geläufig sind. Es fiel mir wieder auf, wie sehr Ihre Art ironischer Vielschichtigkeit und lustvollen, lustwandlerischen Umschweifens prädestiniert war, uns das Metaphysisch-Ceremoniöse und Mythisch-Mehrebnige jenes frühen Völkerlebens ganz nahe zu bringen, es zu einem tagtäglichen Lebenselement, einer fast riechbaren, schmeckbaren Atmosphäre zu verdichten. Sie *mußten* auf diese Welt verfallen, und Ihre meisterliche Lust, sich darin zu bewegen, ist deutlich nachspürbar. Und wer anders hätte sie uns so sinnlich begreifbar machen können! Abgesehen von allem Genuß, habe ich wieder unendlich viel gelernt aus diesem Buch, vor allem die fundamentale Einsicht der Nähe, der Durchblutung jenes teils legendär überdimensionalen, teils wissenschaftlich mumifizierten Geschehens – einer Nähe, die erst aus unsrer Distanz zu gewinnen war. Ganz zu schweigen von dem Reichtum an reizvollen Bezügen, sprachlichen, mythischen, sittlichen. Die Höhepunkte scheinen mir das wunderbare Amenophisgespräch, die Thamar, die Brüder in Ägypten und Jakobs Tod.

Diese Ahnungslosen hier, diese «Tâm»-losen, die «nicht zu leben wissen», pflegen einem gerade das als Unzulänglichkeit anzukreiden, was innerste, sinngemäße Absicht war. So geschah es Ihnen mit der «Pomposität» und ähnlichen Rügen, die Abweichungen von dem geltenden Fiction-Cliché zu treffen suchten. Das läßt sich noch allenfalls als Mißverstand verstehen. Ihr Ärger über die «Philosophie» in dieser anmutig fließenden Erzählung kann aber nur auf einen eingefleischten Widerwillen gegen tiefere Bedeutung überhaupt zurückgeführt werden. Wie wird es erst dem Doktor Faust ergehen! Nun, es kann Ihnen sehr gleichgültig sein. Schwamm der Zeit drüber!

Was mich betrifft, so bin ich recht müde. Ich habe seit drei Jahren keinen Urlaub, d.h. keine Ortsveränderung gehabt, und das spürt man sehr. Ich hatte Broch versprochen, die letzte Fassung seines Vergil mit ihm durchzugehen, wir dachten, daß das eine Sache von vierzehn Tagen sein würde, es hat sich aber zu einer Arbeit von über zwei Monaten ausgewachsen, den Monaten des schlimmsten Sommers, den ich in diesem Lande erlebt habe. Dazu kam die Revision der Übersetzung von Golos Buch⁴³, die bei weitem noch nicht abgeschlossen ist und die mir zwar viel Vergnügen macht, aber doch auch erhebliche Sorgfalt und daher Zeit erfordert. Sein Übersetzer ist ein reizender, absonderlicher alter Herr, Krebsforscher, der ein hobby für Sprachen hat und mit dem ich viele Tages- und Nachtstunden im New Yorker Columbia Club unter ausgedehnten Erörterungen über spezifische Termini und Sprachvergleichen verbringe. Eigenes geht daneben sehr langsam weiter.

Ich habe übrigens anlässlich des Gentzbuches die Erfahrung gemacht, daß man das Romantikerdeutsch heute nur schwer verträgt, der Naziwust und die Schule des Englischen hat einem eine gewisse Brillanz des Ungefährlichen und das Schaumige, Knochenlose ihrer Sprache verleidet.

Bitte lassen Sie mich meine Schreibsäumigkeit nicht entgelten und berichten Sie mir über den Fortgang des Faust, der nicht aufhört, mich brennend zu interessieren. Auch wann man Euch hier erwarten darf, wüßt ich gerne. Aus der Reise nach Europa dürfte so bald noch nichts werden! Es wird sich noch recht sehr ziehen.

⁴³ Friedrich von Gentz. *Geschichte eines europäischen Staatsmannes*. Zürich und Wien 1947.

Alles Liebe an Katia und Dank für ihren hochgewürdigten lieben Brief. Und spezielle Grüße an die BORGESES, die auch gar nichts mehr von sich hören lassen. Das Manifest der Italiener war eine Herzenserfrischung! Grüße und Empfehlungen von allen hier im Hause!

Immer Ihr *Erich Kahler*

An Thomas Mann

Princeton, 17. XII. 44

Meine Lieben und Teuren!

Rasch, ehe das Jahr abläuft – schon wieder ein Jahr, ach! – und ehe Ihr, hoffentlich, herbeieilt zu unbändiger Freude, will ich noch meine Briefschulden abdecken und einen summarischen Großdank schicken für all das brieflich Gute, Gewichtige, sehr Genossene und auch für das wirklich entzückende Bildchen, das das Liebenswerteste der Charaktere und Lebensalter herausgebracht und festgehalten hat – es wird eingerahmt und an die Wand gehängt.

All das Viele, was sich angesammelt hat das Jahr über, will ich nun schon dem Mündlichen überlassen, nur viele gute Wünsche, undepeschierbare, gehen voraus. Schöne Weihnachten! Und ersprießlich, voll Gelingens das nächste, bedeutsame Jahr! Wollen wir einen Augenblick die Welt vergessen, die ganz besonders scheußlich ist.

Glückliche Reise und bald von Angesicht zu Angesicht!

Ihr *Erich Kahler*

Grüße und Wünsche von dem ganzen Haus!⁴⁴

⁴⁴ Der folgende Brief Hermann Brochs an Thomas Mann war Erich von Kahlers Brief beigelegt. Er wird hier erstmals abgedruckt:

One Evelyn Place
Princeton, New Jersey, 18. 12. 44

Lieber verehrter Dr. Mann,

daß dieser Brief ein Weihnachtsgruß geworden ist, ist ein Verhängnis –, er ist stufenweise nicht geschrieben worden, zuerst nach der Lektüre des herrlichen vierten Joseph, dann anläßlich der unqualifizierbaren Angriffe auf Sie, die Sie jetzt allerdings in einer Weise erledigt haben, wie man es sich nicht besser und schöner hätte wünschen mögen.

Der vierte Band hat mich – wie hätte es wohl anders sein können – aufs intensivste beschäftigt: soferne ich mich an das große Thema heranwage, möchte ich meinen Austritt aus der Literatur wie einstens meinen Eintritt mit einem Aufsatz über Thomas Mann besiegeln, zeigend, daß die Entwicklung, die zwischen dem «Tod in Venedig» und dem «Joseph» liegt, nichts anderes als die des Zeitgeistes und seiner künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten selber ist. So weit ich mich erinnere, habe ich 1912 schon die Abkehr von der bürgerlichen Expression und also auch vom Roman ganz richtig im «Tod in Venedig» erraten, und wenn Sie auch die Romanform beibehalten haben, es ist mir doch klar, daß Sie ihr ein großartiges und unnachahmliches Schlußfeuerwerk bereitet haben, u. z. eines, das bereits in Neuland abgebrannt wird. Mit welcher Spannung ich da dem «Faust» entgegen sehe, brauche ich nicht eigens zu sagen; Sie nennen das Buch ein «gefährliches Unternehmen», also eines, das noch weiter ins Neuland vordringt, um hier wiederum einen Geistes- und Geisterspiegel seiner Entstehungszeit zu errichten.

Mein Entschluß, das dichterische Schreiben aufzugeben, oder richtiger die Festhaltung an diesem Entschluß wird mir durch Sie leicht und schwer zugleich gemacht, leicht, weil ich genügend distanzbewußt bin und weiß, daß die geistigen Wagnisse, die für Sie das natürliche Wachstum eines einheitlich großen Lebenswerkes sind, von niemandem parallelisiert werden können, schwer hingegen, weil das Neuland, das Sie zeigen, doch ein konstanter Anreiz für eigene Penetrationsversuche ist. Aber gerade am «Vergil» habe ich

Lieber, guter Freund Kahler,
eben kamen Ihre beiden Briefe – bitte, danken Sie doch Hermann Broch gleich recht herzlich von mir für sein schönes, bedeutendes, mein Existenzgefühl hebendes Schreiben! Möge an dem Bild, in dem er mich sieht, etwas Wahres sein. Viel wahre, tiefblickende Situationsdeutung allgemeiner Art ist jedenfalls darin, und den Joyce wagte ich manchmal schon als einen Gespielen zu empfinden, wenn auch als einen Gegenspieler; denn ich bin entschieden Traditionalist, ob ich schon öfters mit den alten Formen Jux treibe und sie – mit Andacht – auflöse.

Broch mag vertrauen, dass er mit seinem Vergil ein so signifikantes Zeitdenkmal geschaffen hat, wie es nur eines gibt. Auf seine Massen-Psychologie⁴⁵ bin ich höchlichst gespannt und glaube, dass da ein Welt-Lehrbuch heranwächst, das manches bewirken und manches verhindern kann.

Ihr Brief, lieber Freund, in seiner herzlichen Freude auf das nahe Wiedersehen, macht uns recht klar, wie sehr wir es haben fehlen lassen, indem wir noch immer nicht dazu kamen, Sie wissen zu lassen, dass wir die Reise beträchtlich haben verschoben

die Grenzen meiner Möglichkeiten erkannt und gelernt: die Revision für den Druck hat statt der dafür vorgesehenen acht Wochen volle acht Monate in Anspruch genommen, und wenn auch alles, was da geschehen ist, als richtig und objektbedingt gewertet werden darf, dahinter stand doch das Gefühl einer Verirrtheit ins Unabsehbare, also in ein Gebiet, in dem das Gleichgewicht zwischen Ausdruck und Welt aufgehoben ist und das Getane sich an nichts mehr zu legitimieren vermag. Da die Welt für den Menschen übermächtig geworden ist, hat ihr auch seine dichterische Ausdrucksmöglichkeit erliegen müssen: dies ist der Entwicklungsbruch; der Weg von Cervantes bis Tolstoi ist kürzer als der von Tolstoi zu Ihnen (oder aber – nach einer Weggabelung – zu Joyce), denn die Ausdrucksgrenze ist erst jetzt überschritten.

Hinter jeder Grenze beginnt jedoch, wie eben erwähnt, wieder Neuland, und auch die Welt ist heute in einer Grenzsituation. Es sieht im Augenblick nicht schön aus, weder politisch noch militärisch: es läßt sich nicht absehen, wie lange das Grauen andauern wird, und je länger es andauert, desto verheerender (– auch dieses Wort hat plötzlich wieder seinen Originalsinn –), werden die psychologischen und damit die politischen Folgen sein, desto mehr wird das Zivile und Zivilisatorische von der Weltgestaltung ausgeschaltet werden. Vorderhand sind die jungen Leute, die von draußen kommen (so weit ich sie kennen gelernt habe) noch erstaunlich gesund, vor allem voll Verachtung für den Uernerst, den sie hier vorfinden (– auch die Briefe meines Sohnes, der jetzt wahrscheinlich am Balkan ist, sind von erstaunlicher Einsicht –), doch dies ist nur ein kleiner Ausschnitt und nur für den Augenblick gültig. Ich erhoffe mir von meiner massenpsychologischen Arbeit, zu der ich endlich zurückkehren konnte, einige und halbwegs korrekte Einsichten in die Verhältnisse, und darüber hinaus hoffe ich, daß manche der Resultate praktisch verwertbar werden könnten. Denn ungeachtet der gegenwärtigen Düsternis, gerade von den psychologischen Fakten her, darf man – sofern sie korrekt sind – mit dem Wiederaufbruch einer humanen Periode für die Menschheit rechnen. Ich möchte sie nur noch erleben, und ich hadere ob der Kürze des Menschenlebens.

Weihnachten und Neujahr aber erlauben wishful thinking. Und so lassen Sie mich Ihnen wie der verehrten gnädigen Frau, und damit uns allen, ein freundliches 1945 wünschen; durch Ihren Besuch im Osten wird es für uns jedenfalls freundlich eingeleitet. Übermitteln Sie meine Handküsse, und nehmen Sie die herzlichsten Grüße

Ihres ergebenen Hermann Broch

⁴⁵ Zur Entstehungsgeschichte von Brochs *Massenpsychologie* vgl. Wolfgang Roth's Einleitung in Bd. IX von Brochs *Gesammelten Werken* (Zürich 1959).

müssen. Alle wissen es, nur Sie nicht, längst hätten wir Ihnen schreiben müssen. Ich war recht unpaß: eine Intestinal Grippe, an sich übel und mit dem Nachspiel einer sehr schmerzhaften Gesichtsnerven-Infektion (Trigeminus). Ich war so herunter, daß ich an die Reise im Januar ins Kalte garnicht denken konnte, und bin noch immer nicht wieder so recht bei Kräften. Ich sagte die lecture Tour ab, behielt mir aber vor, sie in sehr abgekürzter Form im Frühjahr, ich dachte zunächst: im März, nachzuholen. Nun will aber die Library of Congress insofern von dem notwendig gewordenen Aufschub Gebrauch machen, als sie meine Vorlesung dort zu einer Art von Geburtstagsfeier zu machen beabsichtigt und besteht darauf, daß ich möglichst an dem Tage selbst dort spreche, jedenfalls aber meinen Besuch möglichst nahe an den Juni-Termin heran verlege. Ich muß ihr das konzedieren und tu' es auch gern, erstens wegen des freundlichen Vorhabens, dann in Einsicht auf die liebliche Jahreszeit und schließlich auch, weil ich so noch längere Zeit an dem Roman schreiben kann, eh' ich den Vortrag abfassen muß. Der soll ja von Deutschland und den Deutschen handeln, und daß es mir damit nicht eilt, können Sie sich denken. So wird es aller Voraussicht nach Mai, Anfang oder auch Mitte, werden, bis wir die Reise antreten. Sind Sie sehr enttäuscht? Wir sind es ja auch, von einer Seite. Aber die Sache hat auch ihr Gutes.

Gestern überraschender Anruf von Erika aus New York, wo sie mit einem Truppen-Transportschiff eingetroffen! Gottlob, ich hatte heimliche Angst um sie gehabt, denn man konnte ja nicht wissen, wo sie sich herumtrieb, ob nicht vielleicht in der Zone der deutschen Offensive. Es ist ein schönes Schlamassl und der Krieg wahrscheinlich um Jahr und Tag verlängert. Halten Sie für möglich, daß die Nazis uns schließlich mürbe machen und für *sich* einen Frieden bekommen? Es ist doch wohl nicht möglich.

Merry Xmas Ihnen persönlich und Ihren Lieben und ein gutes neues Jahr!

Ihr *Thomas Mann*

An Thomas Mann

Princeton, 20. IV. 1945

Lieber und verehrter Freund,
die Schande meines Unschreibens stinkt zum Himmel, schon ihre immer erneute Konstatierung ist ein Überdruß, also geh ich geschwind darüber weg. Aber dennoch, in diesen Tagen, wo so vieles geschehen und im Geschehen begriffen ist, was lang erwartet, erhofft und befürchtet war, muß man sich einen Gruß zuwinken. Eine ganze gemeinsame Lebensperiode geht für uns eben zuende, eine Periode gemeinsamen Erlebens, Erleidens und Erkennens. Was wir wußten, als niemand es wahr haben wollte, nicht hüben, nicht drüben, das liegt heute offen zutage, nicht nur der Stank und Unrat, auf dem die Pseudotriumphe des letzten Jahrzehnts aufgebaut waren, sondern die ganze wahrhaft apokalyptische Tragödie dieses Volkes und dieser unsrer Epoche. Geht es Ihnen nicht auch so: alle Erbitterung, ja das tiefere Interesse an der Endphase des Naziunwesens war mir irgendwie längst erlahmt in der letzten Zeit – man war so weit schon im Nachkrieg mit den bedrängendsten Gedanken,

Sorgen und Kümmernissen. Aber nun, da Deutschland freiliegt, ist wieder alles da, bis in die tiefste Vergangenheit und Jemaligkeit da und okkupiert das ganze Bewußtsein, alles, was man denken und fühlen kann. Immer wieder muß ich es spüren: Was sind die Nazi? Ein Symptom, elende Werkzeuge eines Gerichts, eines ahnungslosen, selbstunwissenden Selbstgerichts – und nicht nur der Deutschen, darauf muß ich bestehn, nein, unsres ganzen Zeitalters. Es ist wunderbar, wie das wirkliche Geschehen von Dingen, die wir längst bis ins Einzelne qualvoll durchgedacht, in unseren Vorstellungen vorweggenommen haben, wie das wirkliche Geschehen nun doch wie eine Stromschnelle uns weiterreißt in ganz neue Tragweiten und Ausblicke. Plötzlich steht man da, wo man schon so lange sich hingedacht hatte, und eine ganz neue Landschaft tut sich auf – eine furchtbare Landschaft, furchtbar weit hinaus. Was das aussagt über unsern ganzen menschlichen Zustand, das zu verarbeiten, zu verdauen, das wird die erschütternde, kaum zu leistende Aufgabe unsrer übrigen Lebenszeit sein.

Genug, genug. All das geht nicht in einen Brief. Wie brenne ich darauf, Sie bald zu sehen! Wann wird es sein? Ich lebe, mitten zwischen meinem Denk- und Menschengetümmel, im Stillen mit Ihrem Faustmanuskript, das ich mir – und das ist ein an *Sie* gerichteter Vorwurf – widerrechtlich, ohne Ihre Erlaubnis in Portionen von der Lowe angeeignet habe zum Lesen. Wo Sie doch wissen, wie sehr ich daran mithange und -bange!

Nun über alles das mündlich – auch über unsern lieben FDR⁴⁶, den ich beweint habe und vermisste wie einen wahren Landesvater, nein, wie ein Dach überm Kopf – der aber doch vielleicht sein Land in Zukunft von drüben besser führen wird, als er es hienieden hätte tun können, und der darum zu einer genial richtigen Zeit gestorben ist.

Bitte um rechtzeitige Nachricht über Euer Eintreffen! Alles Liebe voraus Ihnen und Katia!

Immer Ihr E. K.

An Erich von Kahler

Pacific Palisades, 7. Okt. 1945

Lieber Kahler,

Ihr Sechzigster steht bevor, der 14. dieses ist es, Sie machen mir nichts vor, und so lassen Sie sich denn recht herzlich gratulieren, lieber Freund, und bedanken für alles, was Sie uns Gutes und Schönes gegeben, und für Ihre langjährige Anhänglichkeit, Ihre kluge Anteilnahme an meiner eigenen Mühsal und lieben Not! Beglückwünschen, und zwar mit ehrlichem Respekt, muß man Sie auch dazu, wie Sie die krassen Wechselfälle des Lebens bestanden, sich in völlig veränderte Verhältnisse, in die Fremde, in eine andere Sprache gefunden und sich in alldem männlich und gewinnend behauptet haben. Das ist hoch-ehrenwert, eindrucksvoll und rührend, ich muß es sagen. Das Übrige, oder ein bißchen vom Übrigen, steht in dem kleinen Glück-

⁴⁶ Franklin Delano Roosevelt war am 12.4.1945 gestorben.

wunsch-Artikel⁴⁷, von dem ich Manuskript und Abschrift als bescheidene Geburtstagsgabe beilege. Ich habe ihn für die braven Deutschen Blätter in San Jago de Chile geschrieben, die leider im Eingehen begriffen sind, wenn man ihnen nicht hilft, und wer wird ihnen wohl helfen? Sie haben mir einen SOS-Brief geschrieben, daß sie ohne einen Zuschuß von etwa 5000 Dollars nicht fortfahren können. Ihr Dr. Kaskel⁴⁸ hier hat vergeblich das Erdenkliche versucht, auch bei der Carl Schurz-Gesellschaft. Und nun schreiben sie *mir*, sie möchten «den weittragenden Entschluß nicht fassen und nicht übereilt handeln, ohne mir Gelegenheit zu rätlichem und tätlichem Eingreifen zu geben»! Ja um Gottes willen, was soll denn ich tun? Wenn ich denke, was ich angestellt, wie mich gedemütigt, wieviel Körbe eingesteckt habe, um Klaus' «Decision»⁴⁹ zu retten, die wirklich das Leben verdiente, und an der seine Seele hing! Nichts war zu machen. Ich werde also Rukser⁵⁰ und Theile nur sagen können: «Auch Patroklos ist gestorben.» Oder wissen Sie in Princeton irgend einen Schritt zu tun? Hier weiß man ja garnicht, was eine Zeitschrift ist, geschweige, daß man sich für eine deutsche interessierte. Die Juden werden auch nichts wissen wollen. Il n'y a qu'eux, und die D.B. sind recht arisch. Trotzdem will ich mit den Leuten vom Jewish Club und der Pacif. Press sprechen.

Heft 28, worin Sie gefeiert werden sollen, ist jedenfalls noch in Druck gegangen. Aber es ist so weit weg! Finden Sie, daß mein Artikelchen auch hier irgendwo noch erscheinen sollte? Im «Aufbau» wieder? Es ist so langweilig! Vielleicht in der «Staatszeitung»? Denn die «Volkszeitung» ist mir politisch nachgerade zu meschugge.

Wir hatten die Enkelbuben aus San Francisco für 4 Wochen lang bei uns, zur Erleichterung der jungen Eltern und natürlich zu unserer Beschwerde, aber doch auch zu vielem Vergnügen und Entzücken. Der Fünfjährige namentlich, Fredo, ist ein rechtes Elfenprinzchen von Ansehen, graziös, lieblich, einschmeichelnd und etwas tückisch, kurz sehr anziehend und leicht beunruhigend für die Zukunft. Längst ist ihm eine Rolle zugeordnet im «Faustus»⁵¹, gegen das Ende hin, das ich zuweilen abzusehen versuche, vor dem aber immer noch une mer à boire liegt. Die Lowe wird nächstens einen Haufen neuen Manuskripts bekommen.

Nun sind wir wieder mutterseelenallein mit dem Pudel. Die Freundschaft stirbt aus: Frank⁵², der angenehm war, und dann der reicher begabte Werfel. Sogar ihre Witwen gehen nach dem Osten. Neumanns⁵³ und Leonhard Frank sind nicht das, was *Sie* wären, wenn Sie hier wären – möge es sich doch einmal so fügen!

⁴⁷ Thomas Mann, *Erich von Kahler. Zum sechzigsten Geburtstag*. Deutsche Blätter, Jg. 3, H. 28, Santiago de Chile 1945. Erste Buchveröffentlichung in *Altes und Neues*. Frankfurt 1953 (vgl. X, 502–506).

⁴⁸ Josef Kaskel, Rechtsanwalt. Während des Krieges Vertreter der Redaktion der «Deutschen Blätter» in den USA.

⁴⁹ Klaus Manns Zeitschrift «Decision» erschien vom Januar 1941 bis Januar/Februar 1942.

⁵⁰ Udo Rukser (geb. 1892) und Albert Theile (geb. 1904) waren die Herausgeber der «Deutschen Blätter», die vom Januar 1943 bis November/Dezember 1946 erschienen.

⁵¹ Modell zu Nepomuk Schneidewein im XLIV. Kapitel des *Doktor Faustus*.

⁵² Bruno Frank (1887–1945), Schriftsteller. Mit Thomas Mann seit der Münchner Zeit befreundet.

⁵³ Alfred Neumann (1895–1952), Schriftsteller. Emigrierte 1933 nach Italien und Südfrankreich, 1940 in die USA.

Einen schönen Ehrentag also wünschen wir beide, mit Ihrer lieben Mutter und schätzbaren, Sie schätzenden Freunden! Ich rechne auf einen sonnigen Indian Summer-Sonntag für Sie. Man kann das ja von Ihrem Klima erwarten. Wir hatten hier eine Woche lang, bis vorgestern, eine phantastische, zugleich erschlaffende und erregende, den Schlaf raubende Gluthitze, die dann ohne jede Krise, man wußte nicht, warum, wieder kühleren Winden wich. Dieses Wetter ist völlig launenhaft und unberechenbar. Der Komponenten sind zu viele, Wüste, Ozean, Gebirge, alles wirkt durcheinander, und so sind auch die Prognosen soviel öfter falsch, als «bei uns in Dachau».

Ihr *Thomas Mann*

An Thomas Mann

Princeton, 14. 10. 1945

Lieber, verehrter Freund,
ich wollt ja lieber nicht wissen, daß ich sechzig bin, und ich möcht es so schnell wie möglich wieder vergessen. Sozusagen über Nacht ist dieser Tag gekommen, aber auf keine gelindere, tröstlichere Weise konnte er mir zum Bewußtsein gebracht werden als durch die wahrhaft rührenden Bezeugungen, die mir von meinen Freunden und nahen Menschen dargebracht werden. Und ganz insbesondere haben die wunderbaren, überwältigend guten und ehrenden Worte, mit denen Sie mich, öffentlich und privat, beschenken, mir diesen eher trüben Tag vergoldet. Haben Sie innigsten Herzensdank dafür – wiewohl dies alles, wie es mir erscheint, jenseits dessen ist, was man bedanken kann, und also allen Dank beschämt. Ich nehme Sie bei Ihren schönen Worten und empfangen es als Unterpfand Ihrer Freundschaft, die eines der kostbarsten Güter meines Lebens ist.

Da es Eile hat, will ich gleich und schnell Ihre Frage wegen der Deutschen Blätter beantworten. Es täte mir leid, wenn diese Zeitschrift einginge, und ich finde, daß man das Möglichste tun sollte, sie zu erhalten. Ihr intellektuelles Niveau war wohl schwankend – wiewohl es sich neuerdings mehr und mehr gebessert und befestigt hat – und im Ganzen verlor sie nie völlig ihren etwas improvisatorischen Charakter: das lag an den schwierigen Umständen und dem Ort ihres Erscheinens. Aber sie besitzt etwas viel Wertvolleres, nämlich eine schöne, tapfere und – was heute überhaupt und zumal unter Deutschen so rar ist – instinktsichere moralische Haltung, gleich weit entfernt von Renegatentum und Desertion aus dem deutschen Schicksal wie von jener unbekümmerten Empörung über das, was man den Deutschen heute antut, wie man sie selbst unter ganz unverdächtig rechtschaffenen, durch und durch antinazistischen Deutschen jetzt öfters antrifft. Es ist wahr, man tut den Deutschen heute sehr viel an, die Verantwortungs- und Ahnungslosigkeit der sogenannten Befreier geht über alle Erwartungen weit hinaus. Aber man kann und darf dagegen nicht protestieren, ohne dauernd dabei dessen bewußt zu bleiben, was die Deutschen selber angestellt haben. A qui le dis-je!

Zwischen diesen beiden Extremen nun haben die D. Bl. auf eine vorbildliche Weise die rechte Mitte gehalten. Und darum meine ich, daß sie heute nötiger denn je, ja geradezu unersetzlich sind. Die Neue Rundschau hat, wenn sie renoviert und er-

frischt ihre alte Tradition wieder aufnimmt, andre Aufgaben. Und selbst wenn sie die gleiche Gesinnungsrichtung einschlägt, was sie soll, so wird sie, mit der Belastung eben ihrer Tradition und unter dem Signet des S. Fischer oder Bermann Fischer Verlages nicht die gleiche moralische Wirkung ausüben, die – so ist es und bleibt es nun einmal für eine geraume Zukunft – eine so prononciert «arische» Unternehmung wie die D.Bl. gewinnen kann. Die richtige Haltung muß von der «arischen» Seite ausgehn und ihren Einfluß entfalten.

Ich halte es aber nicht einmal für ratsam, daß eine solche Zeitschrift im gegenwärtigen Zeitpunkt nach Deutschland übersiedelt – was, wie ich verstehe, gar nicht zur Diskussion steht, sondern nur Aufhören oder Weitermachen –; denn es ist sehr fraglich, ob sie dort die richtige, unabhängige Haltung wird behaupten können. Ich fürchte vielmehr, daß sie dort sehr rasch unter den Einfluß der Occupationsbehörden oder der und jener Partei, jedenfalls in das Gestrüpp der unausweichlichen schrecklichen Konflikte, die zu gewärtigen sind, geraten wird. Zeitschriften werden dort sicher bald entstehen, sowie die technischen Möglichkeiten es erlauben werden, aber sie werden wohl kaum die Mission erfüllen, die die D.Bl. gehabt haben. Nur vom Ausland aus wird man in der nächsten Zeit eine unabhängige Stellung und einen freien Blick sich erhalten können. Und ich könnte mir denken, daß ein solches Organ von außen einen gewissen Einfluß auf die deutschen Entwicklungen, auf die Entwicklung des Weltdeutschtums wie eines weltkundigen Deutschland selbst, ausüben könnte, unter wachsender Beteiligung der Kräfte aus dem Inland. Gerade dadurch, durch eine solche Wechselwirkung von außen und innen, auf einem überlokal, über-national deutschen Boden könnte eine allmähliche Selbstbesinnung und innere Wandlung sehr gefördert werden.

Eine andre Frage ist aber freilich, woher das Geld dafür zu bekommen ist. Ich habe an die Oberlander Foundation in Philadelphia gedacht oder besorgte und verständige kapitalskräftige Deutsch-Amerikaner, denen man den Sinn und die Aufgabe einer solchen Zeitschrift in der oben angedeuteten Weise begreiflich und dringlich machen müßte. Ich dünkte, solche Leute muß es geben, habe aber freilich gar keinen Überblick über diese Kreise. Mit Ihrem Wunsch, Ihrer Autorität und ein paar erläuternden Worten von Ihnen ausgestattet, könnt es der Dr. Kaskel ja noch einmal versuchen. (Niebuhr könnte auch dafür bemüht werden.) Von den Juden ist diesmal angesichts der entsetzlichen jüdischen Not kaum eine Unterstützung zu erwarten, und ich würde es aus den angeführten Gründen nicht einmal für wünschenswert halten, jüdisches Geld heranzuziehen. Es wäre ja wieder so leicht, die Zeitschrift dadurch zu diskreditieren.

Was Ihre gütige Lobrede auf mich anlangt, so würd ich mich ja sicher gern auch in diesem Lande mit ihr brüsten, aber lieber nicht in der Staatszeitung, die mir nach wie vor nicht geheuer ist, und ebenso wenig, Sie haben recht, in der Volkszeitung. Bliebe halt immer nur wieder der leidige, fade «Aufbau» – was ich Ihrem Ermessen anheimgebe. Aber wichtiger, d.h. für meine Bücher ersprießlicher wäre, wenn sie, mit ein paar leichten Modifikationen, d.h. Accentverschiebungen vom deutschen zum amerikanischen Publikum hin, irgendwo auf englisch erscheinen könnte – die Saturday Review of Lit. würde sie wohl gerne bringen. Aber das ist nur eine schätterne «suggestion» – ich will Ihnen wahrhaftig nicht noch Mühe damit machen!

Mit großer Begierde erwarte ich die Fortsetzung des Faust, die hoffentlich bald bei der Lowe eintrifft! Sie schreiben gar nicht, wie es weiter geht.

Wir freuen uns sehr, daß die BORGESSES eine Zeitlang in der Nähe sein werden. Nächsten Freitag seh ich sie zum erstenmal bei einem kleinen Festabend, den die Kurt Wolffs für mich veranstalten.

Von Golo hatt ich endlich einen Brief, der mich sehr freute trotz seines recht deprimierten Klanges. Sein Buch ist, Gott sei Dank, endlich in Druck gegangen. Wo sind Erika und Klaus? Wann erscheint die Deutschlandrede in Washington? Ach Fragen über Fragen – welcher Jammer, daß wir so weit voneinander sind! Gut wenigstens, daß Sie den deutschen Rufen widerstanden haben! Ich war bißchen in Sorge! Auch hier gibt es viele Veränderungen. Die guten Sessions⁵⁴, die ich so lieb gehabt habe, sind fort, er hat eine viel bessere Professur in Berkeley bekommen. Die Lowes gehn nach England. Dafür sind erfreulicherweise die Shenstones⁵⁵ wieder da.

Ihr magischer Wunsch hat mir tatsächlich einen Indian Summer-Tag beschert zur Einweihung meines eigenen Indian Summer. Freundlich blickt er in mein Fenster herein. Sagen Sie der Katia vielen Dank und alles Liebe! Ich schreib ihr bald. – In dankbarer Verbundenheit immer Ihr

E. K.

Späten Dank auch noch für Ihre schöne Rede beim Nation-dinner.⁵⁶ Ich freu mich, sie zu besitzen –

An Erich von Kahler

Pacif. Palisades, 29. Dez. 45

Lieber Freund,

hier die beiden Pree-Briefe.⁵⁷ Sie sind entschieden das Sensibelste, was mir aus Deutschland gekommen ist.

Danken Sie Broch von mir für seinen Brief! Er hat ja recht: Der Fascismus liegt nicht am Boden, ist nicht geschlagen, soll garnicht geschlagen sein, sondern ist in stetem Wachsen, drüben, hier, überall. Sehr interessant ist die Veränderung der Atmosphäre ins Deutschfreundliche und damit Anti-Emigrantische. Mein Brief an Molo⁵⁸, so wohl er hier getan hat, ist drüben höchst unpopulär, nicht nur in Deutschland. Sogar Schlumberger in Paris hat einen boshaften Artikel⁵⁹ darüber geschrieben. Besten, freundlichsten Falls wird er *entschuldigt* – wie auch die Radio-Sendungen⁶⁰

⁵⁴ Roger Sessions, Komponist. Professor in Princeton, später Berkeley.

⁵⁵ Allen Shenstone war damals Professor für Physik an der Universität Princeton. Vgl. Anm. 22 zum Brief vom 14.6.42.

⁵⁶ *Address*, Ansprache, gehalten am 25.6.1945 am Testimonial Dinner der «Nation-Associates» zu Ehren Thomas Manns im Waldorf-Astoria Hotel. Abgedruckt in: *Addresses in Honor of Dr Thomas Mann*. The Nation Associates, New York 1945.

⁵⁷ Emil Preetorius' Briefe vom 8.9. und 15.11.1945 (vgl. Blätter der Thomas-Mann-Gesellschaft, Nr. 4, Zürich 1963).

⁵⁸ *Warum ich nicht nach Deutschland zurückgehe*. Aufbau, vol. II, nr. 39, New York, 28.9.1945.

⁵⁹ Jean Schlumberger, *Pourquoi je n'entre pas en Allemagne: Lettre de Thomas Mann à Walter von Molo: Extraits et commentaires*. Terre des hommes, Paris, 10.11.1946.

⁶⁰ *Deutsche Hörer! Fünfundfünfzig Radiosendungen nach Deutschland*. 2., erweiterte Ausgabe, Stockholm 1945.

während des Krieges, die schon garnichts mehr wert sind und nur von politischer Unwissenheit zeugen. Das ist alles sehr merkwürdig.

Was war der Krieg für eine gute Zeit! Trügerisch gut – Broch hat ganz recht.

Treten Sie mutig und guter Dinge über die Jahresschwelle! In einem Chicago'er Blatt⁶¹ habe ich zu Weihnacht auf «Man the Measure» hingewiesen. Aber man bekommt ja keinen Beleg.

Herzlich Ihr T. M.

An Thomas Mann

Princeton, 22. I. 1946

Lieber und verehrter Freund,
schon lange will ich Ihnen wieder schreiben, aber viele dringliche Arbeit in grippig herabgemindertem Zustand hat zu der normalen Brieflässigkeit noch ein Übriges beigetragen. Ohnedies bin ich ein leibhafter Schachtelsatz und werde, Ihnen nach- und mitfühlend, immer ungeduldiger und enervierter dabei. Im Herbst setzte ich mich zu dem Demokratie-buch⁶² (selbst schon eine Nebenarbeit) und gedachte über Stock und Stein dabei zu bleiben. Aber daher und dazwischen kam allerlei kleines Unabweisliches: das «obituary» für Beer-Hofmann⁶³, eine Herzenspflicht; eine Arbeit über «die ethischen und psychologischen Konsequenzen des «Atomzeitalters»» für den American Scholar⁶⁴, von dem guten Dean Gauss⁶⁵ angeregt, den ich nicht enttäuschen wollte; der Vorschlag Bermanns, einen Essayband⁶⁶ von mir zu machen, dessen Zusammenstellung und Revision nun auch erhebliche Arbeit gibt, zumal ich eine mir sehr wichtige Vorarbeit zu meinem Buch über die Grundlagen und Voraussetzungen unsres heutigen Wissens darin einschließen möchte und sehr gründlich nochmals durchdenken muß – ganz zu schweigen von Oprechts und Kurt Wolffs Drängen auf die deutsche Fassung von «Man the Measure»⁶⁷. Genug und übergenug für einen Unhurtigen wie mich. Im März soll ich ein schon dreimal verschobenes 10tägiges Seminar am Black Mountain College in North Carolina halten. Und dabei hab ich allerhand Allotria, die an mich herankam, eisern widerstanden. Was müssen erst Sie erdulden, wenn schon ich, der ich mich doch einer ziemlichen Anonymität in diesem Lande erfreue, so bedrängt bin.

Mrs. Lowe, die eben ein paar Tage bei uns zu Gast war, ohne Behausung wie sie derzeit ist, hat Ihnen wohl inzwischen alles das Manuskript Betreffende geschrieben. Sie braucht es noch, ehe sie nach England abfährt, und schickt es Ihnen dann vor

⁶¹ Nicht ermittelt.

⁶² *Das Schicksal der Demokratie*. Vortrag, 1945 im «Kreis der deutschen Blätter» in New York gehalten. In erweiterter Form publiziert in *Synopsis*. Festschrift für Alfred Weber. Heidelberg 1948.

⁶³ Der Nachruf auf Richard Beer-Hofmann erschien im Januar 1946 in der «Neuen Rundschau», im April 1946 in «Commentary», New York.

⁶⁴ Erich von Kahler, *The Reality of Utopia*. American Scholar, vol. 15, nr. 2, New York 1946.

⁶⁵ Christian Gauss (1878–1951). Professor für französische Literatur, Schriftsteller. Damals Dekan an der Universität Princeton.

⁶⁶ Der Essayband *Die Verantwortung des Geistes* erschien erst 1952.

⁶⁷ Die deutsche Fassung von *Man the Measure* ist nicht erschienen.

ihrer Abreise zurück. Inzwischen habe ich die Fortsetzung bis zu dem großartigen Kosmosgemälde⁶⁸ verschlungen mit immer wachsender Bewunderung und Begeisterung. Es ist ein Meisterwerk mit seinen einander übersprudelnden, immer breiteren, perspektivenreicheren Durchbrüchen und dabei seinem Durchhalten, Durchführen aller Bezugsfäden. Immer komplexer wird es, und mich schaudert ein bißchen vor dem, was Sie noch vor sich haben mögen an dramatischer Steigerung und symphonischer Versammlung der Motive. Welche Führung bei welcher Fülle! Und dabei fühlt man Ihre eigene Spannung darin wie in kaum einem andern Ihrer Bücher, und sie tut ihm gut, diese hinreißende Beteiligung bis zum Rande! Im Einzelnen wäre soviel dazu zu sagen, daß ich es mir brieflich versagen muß. Lassen wir das, bis es im Druck vorliegt und ich es in Ruhe ganz bewältigt habe. Eine spezielle und persönliche Freude hatte ich an den Tiefseewundern, da ich von Jugend auf zu dieser promorphischen und metamorphischen, fast in Schöpfungsflexibilität noch befindlichen Unterwelt eine magische Anziehung empfunden habe. Auch ist es ein Spaß, Annetten⁶⁹ und Reisigern⁷⁰ idyllisch zu begegnen mitten in diesem vulkanisch unterwühlten kosmopsychischen Lebensprozeß.

Ich kann mir vorstellen, wie lästig Ihnen alles sein muß, was Sie von der ängstigen Verfolgung dieses Plans abzieht. Ein angesponnenes geistiges Gewebe von solcher Komplexität hängt in der Luft – alles kommt darauf an, daß man es unverwirrt und in allem Einzelnen unverloren durchrettet bis zum Ende, und welche Belastung des Bewußtseins ein solch atmosphärisch Zartestes bedeutet, das kann nur einer ermes- sen, der sich einmal auf etwas – *ceteris imparibus* – Ähnliches eingelassen hat. Und dennoch gehn die Verpflichtungen und Verantwortungen weiter, und die Entscheidungen wollen so genau, bis auf den Wortlaut genau durchdacht sein. Besonders die deutschen Dinge – wie schwer, wie schwer das Richtige zwischen allen Extremen und Simplifikationen zu sehen und zu befolgen! Ich habe die blutigsten Diskussionen nach der einen Seite wie nach der andern – mit Einstein etwa, der allzu emotionell gegen alles Deutsche eingestellt ist, und einer ganzen Menge wohlgesinnter und kluger Menschen, die in dieser Frage einfach blindwütig summarisch reagieren, und andererseits *mit den Deutschen, die wieder in ihrer Erbitterung über die offenkundigen Sünden der Alliierten alles vergessen haben, was von ihrem Volk ausgegangen ist.*⁷¹ Da ist die Frage des Chicago Aufrufs. Wir haben ihn unterschrieben, und ich für mein Teil bin froh darüber, daß ich ihn unterschrieben habe, es war mir eine Herzenserleichterung, ein moralisches Alibi. Denn was die Alliierten dort getrieben haben und treiben, *das Verbrennen und Verrottenlassen von Heeresproviant und Kleidung, inmitten von Hungersnot und Frieren, das In-die-Luft-Sprengen von Fabriken, wo die Leute kein Dach über dem Kopf*

⁶⁸ Das XXVII. Kapitel des *Doktor Faustus*. Thomas Mann arbeitete zu dieser Zeit bereits an der «Apocalipsis cum figuris».

⁶⁹ Die Schriftstellerin Annette Kolb (1875–1967) tritt im *Doktor Faustus* als Jeannette Scheurl auf.

⁷⁰ Der Schriftsteller und Übersetzer Hans Reisiger (1884–1968) war Modell zu Rüdiger Schildknapp (vgl. Thomas Manns Briefwechsel mit Hans Reisiger, hg. von Hans Wysling, Blätter der Thomas-Mann-Gesellschaft, Nr. 8, Zürich 1968).

⁷¹ Die kursiv gedruckten Stellen hat Thomas Mann mit Rotstift unterstrichen oder am Rande angestrichen.

haben, die Robeit der tschechischen und polnischen Massenaustreibungen vor dem Winter, die ganze tierische Indifferenz und Geschäftsmäßigkeit, mit der wieder die Zukunft Europas verspielt wird – zu alledem kann man nicht schweigen, ohne sich mitschuldig zu machen. Aber freilich ist der Aufruf matt und einseitig und läßt vieles ungesagt, was zur Balance und zur Unterscheidung von anderen sehr verdächtigen deutsch-amerikanischen Aktionen hätte ausgesprochen werden müssen: *die Laxheit des Vorgehns gegen die Nazi und das Totschweigen (selbst in Deutschland) der deutschen Widerstandsbewegungen, die viel umfassender waren, als man hier weiß, ja die offene Begünstigung und Verwendung von Nazis, besonders in der französischen Zone – Sünden, Sünden, die ihre schrecklichen Früchte tragen werden. Und dafür das jahrelange Geschwätz über re-education, dafür das Office of Psychological Warfare und der ganze Humbug von socio-psychological research, von dem das ganze Land voll ist!* Wir haben regelmäßige Berichte von Freunden, die jetzt in Deutschland beamtet sind: *während man sich an den Nürnberger Schauprozessen gegen die längst erledigten Häuptlinge delektiert, wächst im Stillen eine Sammlung der gänzlich unbehelligten kleinen Nazi (Blockwarte, kleine Beamte u.s.w.) heran, die jetzt schon die ehrlich antifascistischen Leute einschüchtern, unter den Augen und dem Patronat der militärischen Regierungen.* Wie wird es erst nach der Reduzierung der Okkupationsarmeen sein, die ja nur allzubald erfolgen wird, *unter dem Stimmungsdruck der uninstruierten Boys, die nichts als nachhaus wollen.* Und die «Realpolitiker», die Vansittarts⁷², Schwarzschilds⁷³ u.s.w., die eine fünfzigjährige Besetzung Deutschlands gefordert haben! *Aber wie kann man angesichts einer solchen rapiden Vergeßlichkeit und Gleichgültigkeit der Alliierten, angesichts solcher Beispiele, die man gibt, angesichts solcher Bestätigung aller Nazivoraussagen von den durchschnittlichen Deutschen erwarten, ja verlangen, daß sie eine prompte Reue und ehrliche, innere Gesinnungswandlung zeigen. So ein Erwachen aus einer zehnjährigen Betäubung und Abschließung, so ein Prozeß der Besinnung und Bekehrung braucht Zeit und seelische Kraft und eine das Rechte encouragierende, das Schlechte degradierende Umwelt. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen kann das nur ein Mensch leisten, der das Gute will und braucht um seiner selbst willen, ohne Rücksicht auf die Folgen und die Wertungen, die er um sich herum in Geltung sieht. Und wieviel solche Menschen gibt es auf der ganzen weiten Welt, geschweige in Europa nach einem Jahrzehnt Terror!*

Und da sind wir auch beim Problem Pree.⁷⁴ Ich schicke Ihnen die Briefe gleichzeitig mit gewöhnlicher Post zurück und hier im Voraus die militärische Adresse: Lt. Gerard W. Speyer 0-2026480 Information Control Div., Publishing Operations Section, USFET, APO 757 c/o Postmaster N. Y., N. Y. – Die Briefe haben mich sehr aufgeregt. Sie brachten ihn mir so ganz wieder herauf, seine generelle Schwäche und seine persönliche, geradezu weibliche Anhänglichkeit – fast möchte man sagen Treue, wenn dieser Begriff nicht auch eine geistige Seite hätte; wie kann man ganz treu sein, wenn man sich in Verbindungen einläßt, die den andern in seiner totalen Existenz vernichten. Welchen Zorn hatte ich auf ihn, als er in Briefen an eine gemeinsame

⁷² Lord Robert Vansittart (1881–1957), englischer Diplomat im Dienste des Foreign Office, für seine Deutschfeindlichkeit bekannt (Vansittartismus).

⁷³ Leopold Schwarzschild (1891–1950), Publizist. Gab anfangs der dreißiger Jahre in Berlin die Wochenschrift «Das Tagebuch» heraus, im Pariser Exil «Das neue Tagebuch».

⁷⁴ Vgl. Brief vom 29. 12. 45.

Freundin vom Führer ohne Anführungszeichen redete, sich berühmte, daß er in Bayreuth von ihm patronisiert und gestützt werde, als er im Völkischen Beobachter Aufsätze publizierte. Und doch, der Zorn ist verraucht, ich kann ihn nicht mehr aufbringen. Und wenn ich diese armen Briefe jetzt lese, so anknüpfungssüchtig, so wissensüchtig, bin ich waffenlos. Ich weiß zu gut, wie ihm zumute ist. Also grüßen Sie ihn bitte von mir, wenn Sie ihm schreiben. Ich kann wohl annehmen, daß er genug zu essen hat in Bayern?

Die Leute von den Deutschen Blättern berichteten mir von Ihren Einwänden. Darf ich nochmals ein Wort für sie einlegen? Ich glaube, man kann nicht von ihnen verlangen, daß sie ein für allemal die Potsdamer Beschlüsse als gerecht und richtig acceptieren; das sind sie nicht, wiewohl man momentan sich ihnen wird fügen müssen. Das Dezemberheft ist gerade gekommen – noch einmal Dank!

Und nun Schluß für heute – der Brief ist überlang, wiewohl er nur wenig von dem enthält, was ich Ihnen an innerlich Bedrängendem sagen wollte. Es muß verschoben werden.

Ich erwarte mit Begierde die Fortführung der adrianischen Laufbahn und auch die Nietzsche-rede⁷⁵, an der Sie, wie Kurt Wolff mir erzählte, arbeiten.

Alles Liebe und Herzliche an Katia, die nun sicher das Nächste kriegen soll, und Ihnen selbst mit vielen Wünschen!

Ihr E. K.

Broch läßt sehr grüßen. Er hat ein ausgezeichnetes Memorandum⁷⁶ für die Chicagoleute verfaßt, das die nötigen Korrekturen an dem Aufruf verzeichnet. Leider kommt es wohl zu spät.

An Thomas Mann

Princeton, 9. v. 1946

Lieber, verehrter Freund – leider kann ich nicht selbst zu Ihnen fahren, Ihnen meine Freude und meine Wünsche bringen und mit Ihnen ausführlich und gemächlich plaudern, wie ich es so gerne möchte und wie es dem Stadium der Rekonvaleszenz recht angemessen wäre – mehr als dem damaligen im April, wo die Erwartung der verschiedentlichen Eingriffe⁷⁷ die Stimmung beherrschte. Aber man tagt *hier*, und Zeit und Geld ist rar. So muß ich mich wieder auf dem leidigen Papiere zu Ihnen bewegen. Ich hatte es mir schön ausgemalt, daß ich auch ein paar Tage lang an dem Wiederaufblühen der Gesundheit und Lebensfülle bei Ihnen würde teilnehmen können, einem Prozeß, dem man immer mit Vergnügen beiwohnt, ebenso wie dem

⁷⁵ *Nietzsche's Philosophie im Lichte unserer Erfahrung*. Vortrag, gehalten bei der Pen-Club Tagung in Zürich am 2.6.1947. Erstmals in: *Die Neue Rundschau*, H. 8, Stockholm 1947 (IX, 675–712).

⁷⁶ Ein Exemplar des 15 seitigen Memorandums *Anmerkungen zu einem «Appeal» zugunsten des deutschen Volkes* war Hermann Brochs Brief vom 30.1.1946 an Prof. James Franck, Chicago, beigelegt. Am 31.1.1946 sandte Broch Durchschläge dieses Briefs und des Memorandums an Thomas Mann. Die Dokumente sind im Thomas-Mann-Archiv der ETH Zürich einzusehen.

⁷⁷ Thomas Mann hatte sich im April 1946 in Chicago einer Lungenoperation unterziehen müssen. Er berichtet in der *Entstehung des Doktor Faustus* darüber (XI, 255 ff.).

Wachstum eines Kindes. Beides hat ja eine gewisse Ähnlichkeit, denn es ist wirklich ein neuer Mensch, der aus einer Krankheit hervorsteigt, wie ich aus eigener Erfahrung weiß und wie Sie nun als ein Neuling in dieser Lebenssparte erfahren werden. Man trifft von Neuem auf eine erstmalige Weise mit der Welt zusammen, und man reagiert auf sie zunächst mit derselben Verdrießlichkeit und Empfindlichkeit wie die kleinen Kinder, bis dann das Staunen, Erkennen, Wiedererkennen, aber doch Neuerkennen eintritt. Das ist nun schön, besonders schön, denn niemals lebt man so dicht, so sinnlich nah dem Ding und doch so wissend nah, wie in solchen Momenten. Alles ist sehr langsam und behutsam, unter der Zeitlupe gelebt, und es wird einem Ruhe gelassen, es zu leben, wie später dann wieder nicht mehr.

Was erzähl ich Ihnen da ganz müßigerweise. Erstens erleben Sie es ja eben selbst, und zweitens haben Sie es ja schon längst vorerlebt, wie es Ihr Beruf ist. Ich wiederum hab es mir da nacherlebt und savouriert, weil es mir ja eben versagt ist, in diesen Tagen bei Ihnen zu sein.

Was mich betrifft, so muß ich mich allzuviel mit der Welt at large beschäftigen, die abscheulicher ist denn je. An Ihrer Stelle würd ich die Gelegenheit benützen und mir einen kleinen Urlaub von ihr nehmen, Escapismus betreiben, wegschaun, keine Zeitung lesen, sondern Gutes, Altes, Verstaubtes, je verstaubter, idyllisch-fern-winkliger desto besser. Ich wollt, ich dürfte nur ein ganz kleines bißchen idyllisch sein, mir eine Geschichte erzählen fernab von Weltverfassungen, Atombombenartikeln, Demokratie- und Soziologiebüchern, Komitees (deren ich ach ja mehrere habe) und so fort. Ach, das wünscht ich mir – aber um Gotteswillen, das ist ganz unter uns, sagen Sie es nicht dem gewitterschwangeren Generalsekretär⁷⁸, sonst hält er mich wieder für einen Défaitisten –, und bergen Sie diesen Brief in Ihrer tiefsten Lade. Übrigens, es wäre ja umsonst. Hast Du nicht gesehen, würde jene Geschichte ja wieder in die Weltwirren einmünden, die wir in uns haben, mit uns tragen jeden Augenblick, überallhin. (Haben Sie, à propos, die Nr. 29 der Deutschen Blätter? Es ist ein großer Aufsatz⁷⁹ – vielmehr Vortrag – von mir drin, von dem ich mir wünschte, daß Sie ihn läsen. Wenn nicht, schicke ich es Ihnen).

Sollten Sie eine übermütige Minute haben, wie es einem in der vorgeschrittenen Reconvalensenz manchmal widerfährt, so bitte ich um ein paar Bleistiftzeilen. Das wäre eine Freude!

Gehaben Sie sich immer wohler, grüßen Sie die Familienrunde und seien Sie aufs Innigste bewünscht und in Gedanken begleitet von

immer Ihrem E. K.

Das ganze Haus schickt Ihnen Wünsche und Grüße! Und viele Menschen fragen dauernd hier bei uns nach Ihrem Befinden. Ich kann sie gar nicht alle aufschreiben, es ist ein Telephonbuch.

Karl Wolfskehl⁸⁰, von dem ich eben einen Brief hatte, schickt Ihnen Grüße und seine «herzliche Verehrung».

⁷⁸ Frau Katja Mann.

⁷⁹ Erich von Kahler, *Thomas Mann*. Deutsche Blätter, Jg. 3, H. 28, Santiago de Chile 1945.

⁸⁰ Karl Wolfskehl (1869–1948), Schriftsteller. Gehörte zum Kreis um Stefan George. Emigrierte 1938 von Italien nach Neuseeland.

An Erich von Kahler

Pacif. Palisades, 5. Jan. 1947

Guter, lieber Freund,

herzlichen Dank sage ich für Ihr und Brochs Telegramm. Mein Gott, ja, eine gewisse moralische Leistung bedeutet es ja immer, so etwas durchzuhalten. Ob sonst noch was Anerkennenswertes daran ist, mag Der wissen, der eine so hervorragende Rolle in dem Büchlein spielt. Ich bin zur Zeit vollkommen blind dafür. Aber man ist ja so schwach und dumm: Ein bißchen Lob, und gleich ist man überzeugt, etwas Großartiges hingestellt zu haben. «Nicht schwer zu helfen ist gewissen Kranken»⁸¹, sagt Platen.

Wir haben einige Tage gezittert um Ihre Bedachung, Ihr Verbleiben. Die Nachricht von Einsteins großzügigem Eintreten war auch für uns eine wahre Erlösung.

Ich habe meine Vorlesung in Washington am 29. April. Dann kommen wir nach New York und feiern Wiedersehen. Ob es von da diesmal weiter geht nach London und der Schweiz? Und, unvermeidlich, auch etwas in das Land D.? Quaeritur. Durch allerlei Umstände ist es für die Vorbereitung der Reise recht spät geworden.

Herzliche Grüße Ihnen allen.

Ihr Thomas Mann

An Thomas Mann

Ithaca, 6. XII. 1947

Lieber, verehrter Freund – ich bin vielfach bei Ihnen, mit Ihnen, und das drängt nun doch wieder einmal unabweislich zur unmittelbaren Kommunikation. Zunächst einmal hab ich mir, als ich Thanksgiving für zwei Tage zuhause in Princeton war, den Faustus geholt, der dort für mich bereit lag – Dank, Dank Ihnen und dem Geschick, daß ich ihn nun wirklich in Händen halten darf, nicht ohne Rührung geschieht es, ja Ergriffenheit. Denn wie spüre ich jetzt, was alles dahinter liegt, menschlich, gedanklich, künstlerisch, biographisch, historisch... Ich lese es – natürlich wieder von Anfang, nach erstem lasterhaftem Herumschnuffeln – lese es in einer sphärischen Illuminierung sozusagen in alle Hintergründe zurück, die Ihrigen, die deutschen, die universalen... Es ist ein wahres Fest, alle Lichter sind angezündet. Ich bin nämlich auch in meinem Kolleg gerade bei Ihnen, mit Ihnen und bin wieder einmal Ihren ganzen Weg durchgegangen zum Behuf meiner lectures – vom Kleinen Herrn Friedemann an. Habe mich dabei erheblich komplettiert, indem ich alles mögliche Verborgene, das ich gar nicht kannte, aufstöberte, wie den köstlichen «Weg zum Friedhof», den ich unbeschreiblich genoß. Welch ein Weg: vom Tonio Kröger zum Faustus! Wie haben Sie aus einem urpersönlichen Kernpunkt einen ganzen Kosmos ausgefaltet, der unsre Welt in alle Dimensionen durchdringt – das Muster einer organischen

⁸¹ Nicht schwer zu helfen ist gewissen Kranken:

Ein einz'ger Wink, ein Händedruck entfaltet
Uns Millionen liebender Gedanken.

August von Platen, *An Schelling*. Gesammelte Werke des Grafen August von Platen, 2. Bd., Stuttgart und Tübingen 1853, S. 97. (Die Strophe ist von Thomas Mann angestrichen.)

Entwicklung! Wie gefährlich und gefährdet dabei, wie durchschauert von Fragwürdigkeit, von allen unseren beängstigenden Fragen, blutig gelebten Fragen! Und wo konnte das anders anlangen als in diesem Faust! Lassen Sie mich nicht mehr darüber sagen, heute. Ich soll ihn ja für die Rundschau besprechen – eine große Freude – und will alles was mir dazu einfallen will, frisch haben dafür. «Besprechen», welche magische Koinzidenz in diesem Wort! Nun ja, ich werde ihn «besprechen» mit allem Segen, den ich für ihn, für Sie fühle, das wissen Sie sowieso.

Ach, was war das eine Erlösung, als ich bei meiner Behandlung der modernen deutschen Epik endlich bei Ihnen ankommen durfte, nachdem ich mich mühsam und stöhnend der Stehr, Strauß und Hesse, und ja, auch des epischen Gerhart Hauptmanns, aller dieser Teigwaren, entledigt hatte. Eine lächerliche Beschäftigung, diese Literarhistorie, man schämt sich ein bischen, unter uns gesagt. So rücksichtslos ich das Geschäft auch betreibe, wie kommt man dazu, über Dinge reden zu müssen, und seien es auch nur 10 Minuten, Dinge lesen zu müssen zur Präparierung, mit denen man nach den ersten Seiten schon fertig ist, aus denen man nichts, aber auch gar nichts zu ziehen imstande ist. Dieser Hesse zum Beispiel – er hat schließlich den Nobelpreis bekommen, und eine fremde Studentenschaft kann mit Fug erwarten, daß man ihn ihr präsentiert. Und so habe ich denn den mir so vielgerühmten «Steppenwolf» gelesen und den «Demian» und den «Camenzind» wieder angeschaut und das «Glasperlenspiel» und einiges andere noch. Und habe davon ein Gefühl zurückbehalten wie von einem schlechten, zu süßen, geflavorten Pudding, wacklig, gallerartig, mit Knötchen drin, «blanc manger». Dieser Steppenwolf – was für ein sentimentaler, selbststrührender Brei, ohne Struktur, ohne Figur, ohne Kontur, ohne die geringste Prägnanz, ohne wirkliche, gründliche Ehrlichkeit vor allem! Und diese Symbolik, dieser romantische Unfug, wie platt, wie dünn und aufgelegt, wie töricht dabei! Und *das* 25 Jahre nach dem Tonio Kröger! Aber wozu red ich denn jetzt noch mit Ihnen drüber. Es ist schiere Wut, weil ich das habe lesen müssen. Das Einzige übrigens, was sich zwischen Fontane (der übrigens auch recht mitgenommen ist) und den Buddenbrooks gehalten hat, ist der Ursleu der guten Ricarda⁸², ein Einzelgänger, aber mich ergreifend wie ehemals.

Das nun ist mein Geschäft bis zum Februar – ich picke mir die Rosinen natürlich, wo ich kann, mache es sozialhistorisch, ethnologisch, kunstphilosophisch, verweile, wo sichs gut weilen läßt, und übereile das andere. Ebenso beim Schiller, worüber viel zu sagen wäre... Im Januar kommen meine public lectures über die «Crisis of the Individual» dazu. Das gibt noch hübsche Arbeit, und alles für mich viel zu atemlos. Aber – es bringt etwas Geld, muß man sich sagen, höchst notwendiges Geld, und man wird es fortan immer wieder machen müssen... Übrigens, um nicht undankbar zu sein, es hat auch gute Momente, Momente der Wirkung, eines erstaunten, wie erwachenden Aufblicks von jungen Menschen, was einen freut.

Der Ort hier ist schön, der Campus mein ich, räumig, landschaftlich, mit schönen alten Bäumen, und Ausblicke ins Tal hinunter auf Seen und ganz gebirgsmäßige Schluchten, von denen die Universität umschlossen ist. Kollegen nett und freundlich,

⁸² Ricarda Huch, *Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren* (1892).

besonders die Physiker, aber auch mein boss, Victor Lange⁸³, der sich rührend um mich bemüht. So hätt ich eigentlich keinen Grund zum Klagen, als den, daß ich gern wieder einmal an meine eigentliche Arbeit möchte, zu der ich natürlich hier auf keine Weise komme.

Mehrere Bitten: 1.) Hätten Sie vielleicht ein Exemplar Ihrer Selbstbiographie⁸⁴ mir zu leihen? Ich fand sie hier in der Bibliothek, aber leider nur englisch. Und ich hätt mir gerne einiges daraus herausgeschrieben (bes. für den Faust-aufsatz), brauche aber dazu den deutschen Text, den ich nirgends kriegen kann. Ich wär Ihnen sehr dankbar, würde das Exemplar mit aller Behutsamkeit und Sorgfalt behandeln.

2.) eine, die ich weiterzugeben habe: die Bitte der hiesigen Fakultät um eine kleine Lecture serie oder auch einzelne Lecture gelegentlich Ihres nächsten Aufenthalts im Osten. Was wären Ihre mildesten Bedingungen? Ob Sie über die «Art of the novel»⁸⁵ reden könnten, etwas, was ich mir übrigens selber einmal von Ihnen wünschen möchte! (Ehrendoktorate sind hier durch die Charter untersagt, im Geiste hätten sie's Ihnen längst verliehen, lassen sie sagen.)

Endlich 3.) Die österreichische Zeitschrift «Das Silberboot» ist auf mich gekommen und will mir ein Heft widmen. Erbittet zu diesem Behuf Ihre Erlaubnis, Ihr Gütiges über mich aus den Deutschen Blättern wieder abzudrucken.⁸⁶ Sie haben sich diesethalb schon direkt an Sie gewandt, aber ohne Antwort. Scheint irgendwo zwischen Californien und Schweiz (es war im Sommer) verloren gegangen zu sein. Nun haben sie mich selbst um die Weiterleitung ihrer Bitte an Sie gebeten. – Ich wäre dankbar nicht nur für diese sachlichen Antworten, sondern auch für einen Bericht über Ihr und Katias Ergehen, Pläne und Arbeit. Alles Liebe Ihnen Beiden, auch an den Golo, von dem ich auch gern Näheres wüßte. Werd ihm selber bald schreiben.

Immer Ihr E. K.

Mit dem Pree bin ich nun doch in die Correspondenz gekommen, worüber nächstens mehr.

An Erich von Kabler

Pacific Palisades, 15. Dez. 1947

Lieber Erich,

wie sehr habe ich mich über Ihren Brief gefreut, der mir die gute Kunde bestätigt, daß Sie über den Faustus für die Neue Rundschau schreiben werden! Schon was Sie jetzt darüber sagen, sits smiling to my heart, und weniger als je zweifle ich danach, daß von Ihnen das Beste, Einsichtigste kommen wird. Ich weiß nicht, was es ist mit diesem Buch, aber noch immer sind mir die Tränen nahe bei jedem guten Wort darüber. Das Ganze ist wie eine offene Wunde, und dabei muß es auch noch verdammt sein, Mitmenschen wehe zu tun, wie Pree und Reisi. Ich habe ihnen lange Briefe⁸⁷

⁸³ Victor Lange, Germanist an der Universität Princeton.

⁸⁴ *Lebensabriß*. Erstmals in: Die Neue Rundschau, Jg. 41, H. 6, Berlin 1930 (XI, 98–144).

⁸⁵ Über die *Kunst des Romans* hatte Thomas Mann schon am 10.4. 1940 in Princeton gelesen (X, 348–362).

⁸⁶ *Erich von Kabler*. Das Silberboot, Jg. 4, H. 2, Salzburg 1948.

⁸⁷ 12.12.1947 an Emil Preetorius (Blätter der Thomas-Mann-Gesellschaft, Nr. 4, Zürich 1963). 4.9. 1947 an Hans Reisiger (Blätter der Thomas-Mann-Gesellschaft, Nr. 8, Zürich 1968).

geschrieben, um sie womöglich von bitterer Feindschaft abzuhalten. Das Unglück ist, daß der Teufel mir diese so nie erprobte Montage-Technik diktierte, bei der viel Wirklichkeit, geistige und bürgerliche, aufs Gemälde geklebt wurde. Mit der geistigen meine ich etwa alles Wörtliche aus Nietzsches Leidensgeschichte oder die Shakespeare-Citate, mit der bürgerlichen solche Kruditäten wie die Bloßlegung des Schicksals meiner Schwestern. Irgendwie hängt auch dies alles mit der Erregtheit des Buches zusammen, die in fast jeder mir vor Augen gekommenen Besprechung nachzittert. Selbst ein kühler Kritiker wie Emil Staiger in der Neuen Schweizer Rundschau⁸⁸ findet, daß hier «eine Leidenschaft am Werke ist, die vorauszusagen bei dem biblischen Alter des Verfassers wohl niemand die Kühnheit aufgebracht hätte».

Wirklich ist es ja kein alltägliches Vorkommnis, daß einer mit 70 sein «wildestes» Buch schreibt, – was natürlich das Verdienst unserer kosigen Epoche ist. Der Epochen-Roman, wie eben ich ihn allenfalls geben konnte, ist damit gegeben. Aber von wo könnte nun die naive und gänzlich unreflektierte Epopöe, der Abenteuerliche Simplicissimus dieser Epoche kommen? Man sieht sich vergebens auch nur nach der Möglichkeit um, denn die Eigenschaften, die einen Burschen befähigen, die Messe zu überleben, werden ihn kaum auch tauglich machen, sie zu verewigen. –

Ich bin voller Respekt und Sympathie für die Tapferkeit, mit der Sie Ihren Lebenskampf führen, sich in Ihrem neuen Lehramt bewähren. Das nervöse Gähnen, das Sie ankommt bei pflichthafter Behandlung der immer noch jüngsten deutschen «Epik», – nun ja, es ist verzeihlich, und ich vertraue, daß Sie zierlich die Hand dabei vorhalten. Ich habe diese Stehr, Strauß, Kolbenheyer, und was es so gab, beim besten Willen nie lesen können und hatte, solange ich in Deutschland lebte, immer meine liebe Not, das zu verbergen. Wahrscheinlich ist es mir nicht gelungen. Nur Hesse, glaube ich, tun Sie Unrecht. Es ist das doch ein wohltuend außerdeutsches Deutschtum, und etwas, was ich von fern als brüderlich empfinde. Ich weiß nicht, wie der «Steppenwolf» mir heute gefallen würde, wohlweislich habe ich nicht wieder hineingesehen, als ich jetzt zu seinen Festen über den Alten schrieb. Aber «Narziß und Goldmund» war ein schönes Buch, «Demian» hatte auch etwas den Nerv Treffendes, und aus dem «Glasperlenspiel» spricht eine verträumte Kühnheit in der Realisierung geistiger Dinge mich an, – eine recht konservative Kühnheit, gewiß, aber als Werk gehört es doch zu dem wenigen Wagemutigen und eigensinnig-groß Konzipierten, was unsere verprügelte, verhagelte Zeit zu bieten hat. –

Der «Lebensabriß» – lieber Freund, ich habe in der unverantwortlichen Unordnung meiner Papiere danach gewühlt, aber ihn nicht gefunden. Vielleicht habe ich ihn einfach nicht mehr. Wollen Sie nicht Bermann danach fragen, der ja wieder in Old Greenwich ist?

Eine Vorlesung bei Ihnen – wie gern! Wenn ich nur erst wieder etwas hätte. Sagen Sie den Herren, ich sei sehr dankbar und geehrt und nähme mir den Besuch aufs bestimmteste vor für den Augenblick, wo ich dafür ausgerüstet bin. Es ist mir aber

⁸⁸ Emil Staiger, *Thomas Manns «Doktor Faustus»*. Neue Schweizer Rundschau, Jg. 15, H. 7, Zürich, November 1947.

zweifelhaft, ob ich nächstes Jahr überhaupt reisen werde. Ich bin letzthin soviel persönlich auf dem Trapez gewesen, daß es mich für längere Zeit nach Zurückgezogenheit, Unsichtbarkeit verlangt. Auch möchte ich in neue Arbeit, oder eine alte, hineinfinden. Gerade las ich in Barker Fairley's vorzüglicher «Study of Goethe»: «He was often able to recover a former mode and complete a work that belonged to the past.» Das kann ich auch.

Das lobenswerte, das *flotte* «Silberboot»! Es soll mein Gütiges nur abdrucken! Wenn dieses weniger dürftig wäre, würde es mich noch mehr freuen.

Alles Herzliche von den Bewohnern des Anliegenden.

Ihr T. M.

An Erich von Kahler

Pacific Palisades, 6. März 1948

Lieber, guter Freund,

ich kann Ihnen nicht sagen oder nur in unbeholfener Kürze sagen, welche bewegende Freude Sie mir mit Ihrem Aufsatz⁸⁹ gemacht haben. Vor einigen Tagen habe ich mir bei einem unglücklichen Fall in fremdem Hause den Schulterknochen gebrochen und bin noch im Verband. Die ersten Tage war ich recht elend, aber nun geht es schon wieder.

Ihr Aufsatz ist die erste über die Tagesbesprechung weit hinausgehende Würdigung des Buches, eine Betrachtung von kritisch-philosophischer Höhe, die mein ganzes Leben und Lebenswerk mit einbezieht, seine Einheit wundervoll bemerkt und im Werk das Leben ehrt, nicht nur moralisch, als Anstrengung, sondern auch «dämonisch», als ein Geleitetes und nach Fügung Gebildetes. So mußte Ihre Schrift mich tief ansprechen, mich ernst und dankbar stimmen, dankbar für soviel kluge Freundschaft und Erkenntnis.

Nachdem ich den Aufsatz zweimal in dieser Gestalt gelesen, freue ich mich darauf, ihn im Druck wiederzusehen. Am meisten gepackt haben mich vielleicht Ihre Worte über die fast wilde Direktheit des Buches, die mich die ganze Zeit so erregte und es mir eigentlich immer als Geheimwerk erscheinen ließ. Es frappierte mich, daß Sie das Wort «Montage» gebrauchen, denn ich habe es innerlich oft gebraucht, und die Idee der Montage gehörte geradezu zu den Vorsätzen des Werkes.

Fast könnte man finden, daß der gegen den Einfaltsglauben an meine Behaglichkeit und Geborgenheit gerichtete Schlußabsatz als banal abfällt gegen alles Vorhergehende. Aber am Ende ist die Zurück- und Zurechtweisung garnicht überflüssig, weder für die Deutschen noch für Leute wie Döblin.

Dank, lieber Freund, und herzlichen Gruß!

Ihr T. M.

⁸⁹ Ein Durchschlag des Typoskripts von Erich von Kahlers Aufsatz *Säkularisierung des Teufels* befand sich in Thomas Manns Nachlaß (vgl. Die Neue Rundschau, Jg. 59, H. 3, Frankfurt 1948).

Pacif. Palisades, 10. Sept. 49

Lieber, guter Erich,
von Herzen Dank für Ihren langen, treuen Brief. Es ist zum Verwundern und Bewundern, wie Sie sich bei einem äußerlich und innerlich so bewegten Leben, wie eben Ihr Brief es spiegelt, dergleichen abgewinnen. Nur schlecht kann ich Ihnen lohnen, denn ich bin doch etwas müde und dazu unwohl von der Herbsthitze, die jetzt hier eingefallen ist, und bei der man sich leicht erkältet, wie sie auch Nerven und Magen verstimmt. Unterwegs, das darf ich sagen, hab' ich mich wie ein Mann gehalten, aber kaum zu Hause, ist alles Heldenhafte von mir abgefallen, und ich verstehe nicht mehr, wie ich dem Sturm getrotzt. Eine kurze, wohl immerhin zu lange Beschreibung habe ich hier gleich, auf Wunsch, für N. Y. Times Magazine geschrieben, habe aber, aus Gründen, Zweifel, ob sie erscheinen wird. Nun suche ich, das Gregorius-Romänchen, zu dem ich in vier Monaten nicht einen Tag gekommen bin (denn in Vulpera-Tarasp hatte ich die deutsche Rede auszuarbeiten) wieder vorwärtszutreiben, so lustig es eben gehen will. In Frankfurt habe ich einmal in privatem Kreise (bei Prof. Eppersheim) daraus vorgelesen und große Heiterkeit erregt mit zwei Fischern auf einer normannischen Insel, die einen dreist erfundenen Dialekt aus Englisch, Französisch und Plattdeutsch reden. So vertreibt man sich die Zeit auf seine alten Tage. Recht ernst kann ich nach dem Faustus nichts mehr nehmen. «Das kommt nicht wieder», sagte Fontane nach «Effi Briest».

Die Reise – von ihr zu erzählen wäre etwas fürs Mündliche. Sie war zum Teil phantastisch, und es ist wirklich kurios, zu welchen königlichen Situationen so ein Spiel- und Traumleben schließlich führt, wenn man es lange genug treibt. In Deutschland freilich bestand das «Königliche» hauptsächlich in dem Aufgebot von Kriminal-Polizei, das die biedereren sozialdemokratischen Stadtväter in ihrem Verantwortungsbewußtsein für ratsam erachtet hatten. Sie werden bald genug hinweggefegt sein, und mein Besuch geschah wohl im letztmöglichen Augenblick. Die Entwicklung in Richtung renazification läuft full speed unter unserem Schutz und Schirm, und ich denke in zwei Jahren wird die deutsche Ehre vollständig wiederhergestellt sein. Von der Unverschämtheit der Presse machen Sie sich keinen Begriff. Ich spreche vom Westen. Im Osten (wenn Thüringen Osten ist) herrscht natürlich eiserne Zucht, – die, unter uns, etwas Wohltuendes haben kann. Die Leute halten mich für bestechlich durch Fahnen, Guirlanden, Sprechchöre, Ehrentränke und ausgerückte Stadtmusiken. Ach, nein. Aber daß ich dort nicht einen einzigen Schmähbrief und blöden Hohn-Artikel zu lesen bekommen habe, das könnte mich bestechen.

Aber das alles ist «wirklich ein zu weites Feld», mit dem alten Briest zu reden. Ich lese den Roman wieder. Ein Meisterwerk! Daß er nachher noch den «Stechlin» geschrieben hat, hat etwas Verpflichtendes.

Herzlich Ihr *Thomas Mann*

An Erich von Kahler

1550 San Remo Drive
Pacific Palisades, California
1. Febr. 1951

Lieber Erich,

Sie glauben nicht, wie es mich bedrückt, daß ich Ihnen weder für Ihre freundschaftlichen Seasons Greetings noch sogar auch nur für Ihren prächtigen Aufsatz in der Zeitschrift der Atomic Scientists bisher Dank gesagt habe. Dieser ist mir so recht aus eigenster tiefster Seele geschrieben, und wirklich, gequält wie man ist von all der Verlogenheit, können einem ja fast schon die Tränen kommen beim Klang der Wahrheit. Hätte man nur nicht das Gefühl, daß alles umsonst ist. Die guten Bücher, die warnenden Kommentare, die sich, selten genug, noch über das Radio trauen – es hat alles nicht den geringsten Einfluß. Das Verhängnis nimmt stur und unaufhaltsam nach niedrigsten Gesetzen seinen Lauf, und manchmal denke ich schon: es ist gut so, möge es nur kommen, wie man es durchaus haben will. Die menschliche Schlechtigkeit verdient eine Heimsuchung wie sie die Erde noch nicht gesehen hat, und diese Raffer-, Narren- und Gangster-Civilisation ist wert, daß sie zugrunde geht.

Wie fleißig Sie sind! Nach dem politischen Aufsatz nun gleich noch der ästhetische in der «Rundschau»! Er ist kritisch sehr reich und fein. Und dabei haben Sie sich die Zeit zur Herstellung dieser guten Dinge doch gewiß *gestohlen*.

Ich habe bei deutlich nachlassenden Kräften und wachsender Depression seit dem Sommer nur Kleinigkeiten zustandegebracht. Ein Vortrag für das Londoner B. B. C. über Shaw scheint wider alles Erwarten eine Art von «hit» gewesen zu sein. In der Schweiz ist ein Artikel über Michelangelos Lyrik erschienen und hier in der Sat. Review of Literature einer über eine Sammlung von Briefen Wagners. Da aber der «Erwählte» abgetan und in Druck ist, habe ich den uralten «Felix Krull» wieder vorgenommen und setze ihn, ins Unbekannte schlendernd, fort, ohne rechten Glauben, daß ich je noch damit fertig werden werde. Ich unterbrach mich darin im Jahre 1911, um den Tod in Venedig zu schreiben, und etwas Merkwürdiges hat es, über 4 Jahrzehnte und all das inzwischen Getane hinweg an das alte Fragment wieder anzuknüpfen. Ich habe tatsächlich auf demselben Münchener Manuskript-Blatt (von Prantl, Odeonsplatz), auf dem ich damals nicht weiter kam, zu schreiben fortgefahren.

Ob wir im Frühjahr nach dem Osten kommen, weiß Gott allein. Vorträge halte ich jedenfalls nicht mehr, und es wäre nur, um nach der Schweiz zu gelangen, die nun einmal, nachgerade ziemlich unbegründeter Weise, mein Lieblingsland ist, und wo ich gern die letzten Jährchen meines Lebens verbrächte. Wir müssen sehen.

Herzlich Ihr T. M.

An Erich von Kahler

Pacific Palisades, California
1550 San Remo Drive
23. April 1951

Lieber Freund,

Dank für Ihren guten, treuen Brief. Und unser Mitgefühl vor allem mit Ihrem Schmerz um die Mutter. «Ihr wißt, es ist gemein –», und Sie sahen dem unvermeid-

lich Fälligen entgegen. Und doch ist es dann ein völlig eigentümlicher Chock und Riß, wie ich mich sehr wohl noch aus eigener Erfahrung erinnere. Gut, daß Sie so beschäftigt sind – aussichtsreich nach so manchen Seiten, wenn auch all dies Fördern, Ordnen, Bauen unter dem Druck geschieht, der schwer auf uns allen liegt. *Wem* sprechen Sie von «akuter Depression»? Ich bin nur noch ein Nervenbündel, erzitternd bei jedem Gedanken und Wort und war noch gestern Abend widerstandslos in Tränen beim Hören des Lohengrin-Vorspiels – als Reaktion auf all die Gemeinheit. Haben je Menschen in einer so vergifteten, so ganz von blöder Niedertracht übersättigten Atmosphäre atmen müssen? Man lebt in einer Welt des Unheils, aus der es kein Entrinnen mehr gibt. Ihre «Bist du wahnsinnig?»-Anekdote ist schlagend genug, nur glaube ich tatsächlich, daß der westlich Segelnde noch eine Spur wahnsinniger ist, denn, möge auch die liebe Schweiz so amerikafromm sein, wie sogar einzelne Amerikaner es nicht sind, so ist mir doch, als käme allgemein die europäische Mentalität der hiesigen an barbarischem Infantilismus nicht gleich, besonders seit der auffälligen Wendung zum Pacifismus, die die römische Kirche genommen hat. Sie weiß, warum.

Im Übrigen fehlt viel, daß bei uns irgendwelche Pläne zur Reife gediehen wären. Erika, sonst das Element praktischer Energie im Hause, ist viel zu krank, als daß es dahin hätte kommen können. Sie hat sich einer recht ernstesten Operation unterziehen müssen, von der sie sich nur langsam erholt. Das ist vor allem einmal abzuwarten. Aber auch sonst sind so viele Dinge und Geschäfte in der Schwebe: der Verkauf eines Grundstücks, der Ankauf meines gesamten «Nachlasses» nebst seit 1933 geführten Tagebüchern durch die Yale-Library, die auf einen uneingeschüchterten Mäzen wartet – und anderes mehr. Das Äußerste wäre – und Katja neigt am ehesten diesem Gedanken zu –, daß wir das Haus, wenn möglich, auf ein Jahr vermieten und uns während dessen in Europa aufhielten, zunächst in Gastein, wohin es mich wegen meiner arthritisch-rheumatischen Beschwerden in Hüfte und Arm zieht. Aber es ist ganz ungewiß, ob auch nur dies Provisorium zustande kommt. Eine Geldfrage ist es auch. Wir wissen garnichts.

In Deutschland ist ja meine Gregorius-Geschichte erschienen und wohl auch schon hier eingetroffen. Natürlich wollte ich sie Ihnen schicken, war aber zunächst mit Exemplaren so kurz gehalten, daß es nicht hin und her reichte. Eine weitere Sendung ist unterwegs, und Sie sollen das kleine Buch so bald wie möglich von mir haben, selbst wenn es unterdessen schon ohne mich zu Ihnen gekommen sein sollte. Ich könnte mir denken, daß es Ihnen gefiele. Es macht viele Späße und parodiert viel Tradition. Aber ernst ist es ihm unter dem allen mit der Idee der Gnade, in deren Zeichen seit langem mein Denken und Leben steht. Ist es denn nicht auch die pure Gnade, daß ich nach dem verzehrenden «Faustus» noch dieses in Gott vergnügte Büchlein hinbringen konnte? Allenfalls könnte ich noch mehr hinbringen, etwa die Fortsetzung der Krull-Memoiren, von der schon eine Menge Manuskript vorliegt. Aber ich zweifle, ob Laune und Kräfte unter so beschaffenen Umständen reichen werden.

Herzlich

Ihr *Thomas Mann*

An Erich von Kahler

Pacific Palisades, 23. Juni 1951

Lieber Erich,

wir haben viel an Sie gedacht, seit die Nachricht von Hermann Brochs Hinscheiden uns erreichte, die uns selbst so nahe ging. Aber wie traurig müssen Sie erst sein, und wie verlassen müssen Sie sich fühlen! Zuerst die liebe Mutter und nun der nächste Freund. Weit über den geistigen Verlust hinaus, den für uns alle, für die Allgemeinheit dieser zu frühe, beklagenswerte Hingang bedeutet, muß er Ihnen ans Herz greifen. Was für ein über alles schon großartig Geleistete *verheißungsvolles* Leben ist da vorzeitig abgeschnitten worden! Es ist recht, recht schmerzlich, und Ihnen, der ihm am nächsten stand und am wissendsten trauert, möchte man gern die Hand drücken.

Mit dem alten Alvin Johnson, der auch wußte, wer Broch war, hatte ich noch kürzlich einen Briefwechsel über ihn und habe mich mit Freuden bereit erklärt, ihn gemeinsam mit einer Gruppe amerikanischer Intellektueller in Stockholm für den Nobel-Preis vorzuschlagen. Es wäre eine feine, eindrucksvolle Wahl gewesen, sehr zuträglich der Ehre des Comité's! Vorbei. –

Da es Erika, die recht leidend war, besser geht, wollen wir doch auch dieses Jahr noch unsere Europa-Reise machen. Ich möchte hauptsächlich nach Gastein, um Kur zu machen gegen meinen leidigen Rheumatismus. Aber auch in der Schweiz wollen wir uns wieder aufhalten. Am 9. Juli sind wir einen einzigen Tag in New York (St. Regis). Ob Sie es werden einrichten können, diesen Abend mit uns zu verbringen? Wir dürften uns nicht wundern, wenn es nicht ginge, aber schön wäre es.

Die Frauen hier lassen herzlich grüßen.

Ihr alter Thomas Mann

An Thomas Mann

Princeton, 24. XII. 51

Lieber, Verehrter,

ehe dieses ungnädige Jahr zuende geht, will ich endlich schreiben, den lange vorgehabten und wie üblich verzögerten Brief. Seit Monaten ist er mir im Sinn und im Herzen gelegen, seit Katias Anruf in Princeton, als ich Euch zum zweitenmal dieses Jahr versäumte – ein ganz und gar unzulässiges Verfehlen, das fast einer Verfehlung gleichkommt: daß ich Euch heuer überhaupt nicht zu Gesicht bekommen habe, wo ich es gerade besonders nötig gehabt hätte, gehört mit in das allgemeine, vielfältige Mißgeschick dieses Jahres. Es war eine richtige «Strähne», eine jener Schicksalswellen, die uns auf eine unheimliche Weise die Realität von organischem «Schicksal» bestätigt, die uns tiefer noch als Gunstperioden die Sinnhaftigkeit des eigenen Lebens fühlen läßt, und dafür muß man sogar nicht wenig dankbar sein. Trotzdem wünschte ich, es hätte mit dem Bisherigen nun sein Bewenden, und die Welle trüge wieder ein bißchen aufwärts.

Genug davon, die Details ließen sich allenfalls einmal mündlich berichten. Es ist Weihnachten und ein neues Jahr, und für eine Weile möchte man sich Freundlichem zuwenden. Gott sei Dank und unberufen kamen von Ihnen auf verschiedenen Wegen gute Nachrichten. Der «Erwählte» spiegelte eine fast übermütige Stimmung:

ich habe ihn vor kurzem für meinen Kurs wieder gelesen und dabei erst so recht alle Tücken des Tiefsinns genossen, von denen er voll ist; sprach ein Stündchen darüber im Kolleg, freilich mit etlicher Reserve für die «reifere Jugend», und wäre nun selber reif, mich einiges Weiteren darüber auszulassen, wenn nur die Zeit es erlaubte. Ich habe wie immer viel zu vieles vor mir und auf mir für meine bekanntlich raupenhafte oder tausendfüßige Fortbewegung; vor allem diese lästige deutsche Übersetzung dieses leidigen M[an] the M[easure], das zwar ein deutscher Professor mit großem Eifer, aber mit bemerkenswerter stilistischer und terminologischer Unsensibilität in seine Professorensprache überträgt, die ich denn doch nicht auf mir sitzen lassen kann; und so dürfte sich leider Ihr gütiger ominöser Wunsch erfüllen, daß ich das Buch noch einmal mit erheblichen Erweiterungen deutsch schreibe, und dabei ist es mir ja soo fad, und ich trample vor Ungeduld, zu ganz anderen und viel avancierteren Dingen zu kommen. Ferner muß ich anderes für die Lebsucht tun, über Manuscripte und dicke Bücher für Bollingen reportieren u. ähnliches. Zu alledem werde ich mich erst so recht hinsetzen können, wenn mein Semester in Cornell wieder aus ist. Auch der Broch-Nachlaß gibt viel zu tun. Ach je! An die ersehnte Europareise wird ja wieder, auch aus Geldmangel, nicht zu denken sein.

Hier fand ich das neue Rundschauheft vor mit den Krull-Kapiteln⁹⁰, die ich erst in den nächsten Tagen, nach dem Weihnachtsrummel werde mit Muße lesen können. Aber ich freu mich über und auf das Gedeihen dieser Arbeit!

Über die Welt wollen wir lieber schweigen. Ich habe mich wieder ein paar mal öffentlich geäußert, aber wozu, wozu. Man redet gegen Wände von Gleichschaltung...

Gerne hätt ich nun einmal wieder ein direktes Wort von Ihnen. Wie gehts der Erika, und wo ist sie? Was tut der Golo, der Schändliche? Nicht nur ist er nicht gekommen, wo ich seiner tröstlichen Gegenwart sehr bedurft hätte. Auch schweigt er, diesmal ganz unberechtigter Weise, denn ausnahmsweise hab *ich* ihm zuletzt geschrieben.

Euch allen aber meine innigsten, liebenden Wünsche, und möge ich Euch bald und ausgiebig wiedersehen!

Ihr *Erich*

Anbei ein paar Ansichten von Beissels⁹¹ Wirkungsstätte, die wir auf dem Heimweg aus Virginia besichtigt haben.

Ich habe einen unbescheidenen und einen geradezu unverschämten Wunsch, und wiewohl sogar die Feder mit einem Klex ihren Unwillen bezeugt, kann ich mich doch nicht entbrechen, dies Ihnen vorzutragen. Ich habe der Fine, ihrem sehnlichen Wunsch entsprechend, das uns seinerzeit gemeinsam gewidmete Exemplar der *Jakobs Geschichten* sowie die ebenso gemeinsam inskribierte «*Lotte*» gegeben, besitze also beides nicht mehr. Die Jakobsgeschichten sind nun leider nicht mehr einzeln

⁹⁰ *Reise und Ankunft, Circus*. Die Neue Rundschau, Jg. 62, H. 3, Frankfurt (20. 11. 1951).

⁹¹ Der Komponist Johann Conrad Beissel (1690–1768), der in Ephrata, Pennsylvania, gewirkt hatte, wird im *Doktor Faustus* von Kretzschmar eingeführt (VI, 88). Thomas Manns Quelle liegt beim Material zum *Doktor Faustus*: Hans Theodore David, *Hymns and Music of the Pennsylvania Seventhday Baptists*. The American-German Review, Philadelphia, June 1943.

zu haben. Hätten Sie vielleicht noch ein übriges Exemplar? Dieses ist der unbescheidene; der unverschämte Wunsch betrifft eine neu inskribierte Lotte. Erwägen Sie es in Gnaden, und sagen Sie, wenns zu arg ist, nein.

Am 2. fahr ich nach Ithaca zurück (112 Sage Place, Ithaca N. Y.). Vom 1. Februar ab gedenke ich wieder hier in Princeton zu sein.

An Thomas Mann

Princeton, 24. v. 53

Lieber und Verehrter –

schon längst hätt ich wieder einmal von mir hören lassen sollen und wollen, da kommt nun als ein letzter Anstoß dieses schöne Geschenk des Essaybandes⁹², in dem ich mit Stolz und Freude mich figurieren sehe. Großen und besonderen Dank! Was für ein bezaubernder Band ist es! Wie sehr, wie frei und überlegen Sie selber in Person, von allen Seiten, in allen Facetten: das Große, Weitreichende, Ernst-Bewegte neben dem Leichten, Anmutigen, Casuell-Hingeworfenen, dem auch plötzlich, unerwartet sich selbst manchmal, ein tiefer Rührendes einschlüpft! Der Reichtum, die Überfülle der Sammlung ist hingestreut mit der Aisance, die man nur von der Höhe eines großen Werkes aus gewinnt. Und ein ganzes Menschenalter – wie viel auch von meinem eigenen Leben! – bewegt sich mit Ihnen durch das Buch. Ich spazierte darin am Abend und in der Nacht, voll Erinnerung, Rührung, Besinnung, mit Ihnen und mit mir selber, und muß manchmal staunend innehalten: Wo sind wir doch überall durchgekommen, und welch ein Wunder, daß mans bis hierher überstanden hat!

Die Medi war hier drei Tage auf der Reise nach Chicago mit ihren reizenden Teufeln⁹³ – es hat so gut getan, sie wieder einmal nach langer Zeit ohne Spannung und Belastung dazuhaben, freilich schien sie recht abgerackert, das arme Kind. Sie erzählte von Unwohlsein und Verstimmung bei Ihnen, aber Gott sei Dank kam nun bald darauf Bermann und berichtete ganz anders, von Cambridge und München und Ihren darstellerischen Erfolgen und von der sensationellen Papst-audienz!⁹⁴ Wie kam das denn, und haben Sie gar pontifikalen Shop talk über den «Erwählten» mit ihm gepflogen?! Daß der Krull beendet und so geglückt ist, hörte ich mit großer Freude, erwarte ihn nun mit Spannung, auch den Fortgang der Novelle, die ich im Merkur zu lesen begann.

Hier wird es immer schlimmer – das wißt Ihr dort ja ohnedies, und Gott sei Dank rührt sich in Europa ein bißchen dagegen. Was man hier in «Civil Liberties Emergency committees» und ähnlichen Vereinigungen (bei denen ich mein Bestes versuche) tun kann, bleibt quixotische Plackerei. Was soll man machen, wohin soll man sich wenden? Ich hatte leise gehofft für eine Zeit wegzukommen, hatte eine Einladung der Universität Manchester für ein Jahr; sie haben mich bei Fulbright angefordert, da sie's allein nicht bezahlen können, aber der Fulbright wurde mir, wie zu erwarten,

⁹² *Altes und Neues. Kleine Prosa aus fünf Jahrzehnten.* Frankfurt 1953.

⁹³ Angelica und Domenica Borgese.

⁹⁴ Thomas Mann wurde im April 1953 von Papst Pius XII. in Privataudienz empfangen.

abgelehnt (non-American und wohl auch Un-American). Vor einem Jahr, als ich meinen Paß bekam, sagte mir Einstein: «Schämen Sie sich!» Nun kann ich wieder ein bißchen vor ihm bestehen.

Für mich gibts wohl kaum ein escape. In der Schweiz kann ich mir nicht meine Lebsucht verdienen. In Deutschland könnt ich wohl heute eine «Position» bekommen, aber trotz mancher Verlockung, vor allem dem Niveau der Studenten, ist mir dieses Land doch nicht geheuer. Nun haben sie doch wieder die Partei-uniformen zugelassen, und das Spiel des «Saal-Schutzes» kann bald von neuem beginnen! Vorträge, einmal ein Semester, das geht an, aber ganz dorthin zurück – nein, nein. Also wird mans wohl hier ausstehn müssen.

Was meine Arbeiten anlangt, so hab ich mich nach einigem Literarischem (meinen Aufsatz in der «Rundschau»⁹⁵ haben Sie ja sicher) wieder zur Geschichte gewendet und trachte, kleinere Hürden wie Festartikel, Lectures etc. munter überspringend, diesen Kurs für einige Zeit einzuhalten.

Lassen Sie bitte wieder ein kleines bischen persönlich von sich hören und nehmen Sie mit vielen Vorwünschen zum Geburtstag alles Herzlichste für Sie selbst und für Katia und Erika von

immer Ihrem *Erich*

An Erich von Kahler

London, 5. Juni 53

Lieber Erich, Ihr Brief kam fast unmittelbar vor unserem Abflug, und ich fand in Erlenbach die Zeit nicht mehr, Ihnen zu danken für die Freude, die Sie mir damit gemacht haben. Nun freue ich mich vor allen Dingen der Gelegenheit, Sie zu beglückwünschen zu Ihrem prachtvollen Aufsatz in der Neuen Rundschau. Eine großartige Arbeit! Ich muß sie entschieden ein zweites Mal lesen.

Von Rom, das ich seit Jahrzehnten nicht gesehen, war ich tief beeindruckt. Mich ergriff die Jahrtausend-Perspektive Europa's, die sich vor einem auftut, mit einem wehmütigen Stolz. Der sinnvolle Höhepunkt des Aufenthalts war das Gespräch unter vier Augen mit Pius XII., das rasch zu arrangieren war. Er war überaus herzlich, sah aber noch müde aus von der virus-Infektion, die er ungefähr zur selben Zeit wie ich durchzumachen gehabt hatte. «Die Krankheit», sagte er, «nun ja. Aber die Kur!!» Ich war ganz im Bilde, denn man bekommt ja recht schädliche Heilmittel eingespritzt. Im Übrigen hatte ich den Eindruck, daß er sich besonders gern seiner deutschen Jahre erinnert, die offenbar beste Lebenszeit für ihn waren. Wir sprachen von der Wartburg, zu der hinaufblickend er, wie der Bürgermeister von Eisenach mir erzählte, gesagt hat: «Das ist eine gesegnete Burg!» Was doch für einen katholischen Kirchenfürsten eine bemerkenswerte Äußerung ist. Daran erinnerte ich ihn, und wir philosophierten ein bißchen über die Einheit der Welt des Religiösen, – wobei er sich doch wohl nur konzilient erwies gegen den armen Protestanten, der übrigens ohne die leiseste innere Hemmung das Knie beugte vor der weißen Gestalt, die so vieles vergegenwärtigt.

⁹⁵ Erich von Kahler, *Untergang und Übergang der epischen Kunstform*. Die Neue Rundschau Jg. 64, H. 1, Frankfurt 1953.

Gestern haben wir nun in Cambridge (ein reizender Ort! Kennen Sie ihn?) Ehrenpromotion gehabt, zusammen mit Nehru, um dessentwillen Churchill die Konferenz der Prime ministers auf den Nachmittag verschoben hatte. Ich freute mich sehr, ihn wiederzusehen. (In San Francisco war unsere erste Begegnung.) Er ist der Beste, Klügste, Einsichtigste, und einen sorgenvollen Eindruck machte er natürlich.

Von hier geht es übermorgen nach Hamburg zu zwei Vorlesungen in der Universität und der Goethe-Gesellschaft. Nicht ohne eine Ansprache an die Studenten⁹⁶ wird es abgehen, und das ist schwer und heikel. Aber ich habe mir's schon ungefähr zurechtgelegt.

Dann muß nach all der festivitas aber wirklich eine lange Zeit einförmigen Alltags kommen, das einzig Rechte und Fruchtbare, – soweit noch von Frucht die Rede sein kann.

Tausend gute Wünsche! Sie können sie, glaube ich, brauchen. Katja grüßt herzlich.
Ihr *Thomas Mann*

An Erich von Kahler

Erlenbach-Zürich
2. Jan. 54

Lieber Erich,

ich bitte Sie, da bedarf es doch keiner Entschuldigungen! Wir haben uns Ihre Umstände, Bedrängnisse und Plagen ganz gut vorstellen können, und ich insbesondere habe immer das «Kenn ich, kenn ich» des alten Briest bereit. Schließlich hätte ich ja auch selbst einmal schreiben können, – wenn ich eben die Energie dazu gefunden hätte. Aber ich habe in letzter Zeit lächerlich angestrengt gearbeitet, um diese Krull-Memoiren bis zu einem gewissen Punkt voranzutreiben. Ich möchte nämlich erst einmal einen Band, einen «Ersten Teil» davon abstoßen und «an Tag geben», wie ich es damals mit dem «Joseph» machte, als genug Manuskript vorhanden war. Das wird mir gut tun, und ich werde sehen, ob man diese Scherze nicht garzu sehr unter meinen Jahren findet. In diesem Fall schreibe ich überhaupt nicht weiter und denke mir etwas Würdigeres aus.

Von den Nachwehen Ihrer Infektion höre ich ungern, aber auch da gilt das «Kenn ich». Ich werde für diesen Spuk mit den Jahren immer «aufnahmelustiger». Zur Zeit laufe ich mit einem Furunkel im rechten unteren Augenlid herum und muß täglich zum Arzt, der recht ängstlich ist und mir viel Penecellin gibt. (Ich weiß nie, wie man das Wort schreibt.) Kann fast nicht lesen und kaum schreiben. Dabei haben sich während der Concentration auf den Roman die Briefschulden wahnsinnig aufgesummt, – nicht zum Durchkommen. Auch sind unsere Gedanken und Entschlußkräfte von Lebensdingen, Wohnungssorgen in Anspruch genommen, denn dies hier ist nicht das Rechte, zu eng, zu beschränkt, bei freilich schöner Lage. Wir waren schon nahe daran, uns nach Vevey-Montreux zu wenden, waren wiederholt dort. Aber es ist zu öde da, und ich hänge an Zürich. Jetzt sind wir im Begriff, ein geräumiges Haus hier in der Nähe zu kaufen – eine verantwortungsvolle Sache. Man muß

⁹⁶ *Ansprache vor Hamburger Studenten*. Das Nebelhorn, Jg. 1, Nr. 4, Hamburg, 12.6.1953.

«etwas hineinstecken» für Auffrischung, Überholung, kleine Umbauten, und so wird es im Frühjahr wohl wieder zu einem längeren Hotel-Intermezzo kommen, bis die erwünschte endgültige Geborgenheit und feste Ordnung sich herstellt. Ob wir vorher noch frei werden für die geplante Reise in sonnige Zonen, Madeira oder Teneriffa, steht dahin. Gut wäre es schon, dem grauen, eisigen Winter hier für sechs, acht Wochen zu entkommen. Aber ich graule mich auch wieder etwas vor der weiten Reise.

Ihre Warnung vor der Ausgabe von Brochs nachgelassenem Roman ist mir in die Glieder gefahren, denen ohnedies schon nicht wohl war bei der Erscheinung. Der Rhein-Verlag schickte mir schon die Bögen und bat um empfehlende Worte noch vor Weihnachten. Das lehnte ich ab und verlangte Zeit. Nun habe ich das fertige Buch. Aus Stössingers, eines smarten Literaten, vorzüglich hingelegtem Nachwort geht hervor, daß das Werk aus drei verschiedenen Fassungen, mit leichten Ergänzungen von Stössinger, zusammengebraut ist. Das zu lesen widersteht mir höchlichst – wo man nicht einmal immer weiß, ob man Broch liest oder Stössinger, – und ob Broch damit einverstanden wäre, daß man es so läse. Wenn schon der Titel willkürlich und irreführend ist, – woher das Vertrauen nehmen zu der Lektüre? Auf der anderen Seite sage ich mir, daß in irgend einer Form dieser Nachlaß schon den Gesammelten Werken angefügt werden mußte. Oder wie war er sonst der Forschung zugänglich zu halten? Ich bin recht ratlos in dieser Sache, weiß nicht, wie ich mich dazu stellen soll und hörte gern Ihre genauere Meinung, *womöglich*.

Was Lübeck betrifft, so ist da ja (in «Altes und Neues» zu finden) mein Fest-Vortrag «Lübeck als geistige Lebensform». Außerdem sind da «Buddenbrooks» und die späten Anklänge im «Faustus». Von exakter Literatur über Geschichte und Sozialgeschichte der Stadt und der Hanse überhaupt weiß ich im Augenblick nichts zu nennen. Die Dame wendet sich wohl am besten an die Lübecker Stadt-Bibliothek. Ich gebe ihr aber noch eine Privatadresse: Dr. Hans Bürgin, Kappeln a. d. Schlei, Mühlenstr. 11. Das ist ein Lübecker, der eine Bibliographie meiner Sachen hergestellt hat und ihr gewiß Auskunft geben kann.

Golo wohnt in Zürich, schreibt 2 Bücher und Leitartikel für die «Weltwoche» und kommt manchmal zu Tisch. Bibi konzertiert in Tokyo und will auch noch nach Indien. Seine Buben, in einem Berner Pensionat aufgehoben, sind jetzt in den Ferien bei uns. Statt ihrer kommt nächstens Medi mit ihren beiden wilden Dämchen.

Ob Sie nicht doch die alte Erde einmal wieder antäisch berühren sollten? Können doch auch hier dichten – besser vielleicht.

Nun geht das Auge mir über.

Ihr T. M.

An Erich von Kahler

Sils Maria, Engadin
Hotel Waldhaus
12. Aug. 54

Lieber Freund Kahler,
es bedrückt mich, daß ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe – Sie wissen, wie es geht: Arbeit, Geschäfte, allerlei kleines Unwohlsein, dazu die öftere Müdigkeit

meiner Jahre, nun ja. Ihr Brief von Mitte Juni liegt bei mir mit dem Bericht über Ihr Leiden, Ihre Operation und was es Sie gekostet, sich wieder herzustellen. Gewiß, erlebt habe ich dergleichen auch, damals mit 70; aber diese Lungenoperationen sind, glaube ich, die gemütlichsten; ich habe die Zeit im Hospital, als der Entschluß zum Eingriff einmal gefaßt und ausgeführt worden war, eigentlich nicht als Leidenszeit in Erinnerung und machte mich quick und mühelos wieder heraus. So eine Nierenaffaire ist sicher viel unangenehmer; ich habe leider den Eindruck, daß Sie einer recht quälenden Geduldsprobe unterzogen worden sind und bin nur froh, Sie wieder auf gutem Wege, ja heute wohl wieder im Vollbesitz Ihrer Kräfte zu wissen – und das obgleich Sie es sich geleistet haben, Ihre Rekonvaleszenz mit dem Ansehen und -hören der McCarthy-hearings zu belasten! Ja, lieber Freund, was soll man sagen? Ich meine nicht nur zu dieser performance, sondern zu dem Ganzen. Zwischen den Stühlen sitzt man *stumm*. Es ist die Situation jedes besseren Menschen heute, und den Nerven zuträglich ist es ja gerade nicht, was man an schäumendem Unsinn alles schweigend hinunterschlucken muß. Aber man lebt so seinen Tag, der sich im West ja schon beruhigend rötet, und wünscht denen, die noch des Längeren mitmachen sollen, alles Leidliche.

Gearbeitet habe ich, seit ich die Krull-Memoiren, soweit wie sie für diesmal gehen (440 Seiten), abgeschlossen, nur recht wenig. Der Umzug und die Einrichtung waren mitschuld an dieser Unergiebigkeit. Aber das Haus ist ausgezeichnet, geräumig und wohnlich, mit schönem Blick auf See und Berge, nur 10 Minuten braucht man mit dem Wagen zur Stadt und ist andererseits gleich auf dem Lande, bei den Kühen und im Walde. Wie sehr hoffe ich, daß Sie uns doch bald einmal dort besuchen können! Alles Landsmännische kommt ja von den amerikanischen Universitäten herüber, auch Marcuse war da, und hier oben wimmelt es von Professoren Auerbach und Stern, Störn zu sprechen. Außerdem ist Hesse da, mit dem wir nette abendliche Plauderstunden haben. –

In der Ecke meines californischen Sofas also, das ich nun wieder aufstellen konnte (in Erlenbach war kein Platz dafür) habe ich die Einleitung zu einer amerikanischen Ausgabe von Kleists Erzählungen geschrieben (Criterion Books) – ganz nett, glaube ich. Danach, zunächst für Rußland, einen längeren Aufsatz über Anton Tschechow, gest. 1904 – auch ganz hübsch. Aber das ist auch alles. Am «Krull» mag ich nicht weitermachen, bevor ich weiß, ob das Bisherige irgendwie anspricht. Wahrscheinlich wird man diese Scherze unter meinen Jahren finden. Auch vor dem Verfasser der «Säkularisierung des Teufels» geniere ich mich ein bißchen. Und doch, dies und das werden Sie dem Bande, da und dort, schon abgewinnen. Er soll im September erscheinen.

Jetzt mache ich mir schon, soweit die anstrengende Luft hier oben es erlaubt, Gedanken zu der Festrede, die ich nächsten Mai bei der offiziellen Schiller-Feier in Stuttgart halten soll. Ich konnte das nicht ablehnen, so unmöglich die Aufgabe eigentlich ist. Man muß sie naiv und persönlich anfassen und versuchen, in seine Aussagen etwas von der glanzvollen Hochherzigkeit und der enormen Intelligenz dieses Dichtertums eingehen zu lassen. Die Verbindung von geistigem Stolz und Volkstümlichkeit ist fast einzigartig.

Gerade lese ich etwas Älteres über seine Bestattung und das Schicksal seiner Gebeine – eine vollkommen skandalöse Geschichte, die Goethe ohne einen Finger zu rühren, geschehen ließ. Nicht einmal als zwanzig Jahre später der mühsam aus dem Unrat herausgeklaupte Schädel (unsicher, ob es der richtige war) auf großherzlg. Bibliothek im Sockel von Danneckers Büste beigesetzt wurde, war Goethe dabei, sondern schickte August. Er war immer unpäßlich, wenn etwas bevorstand, was ihn zu sehr hätte bewegen können. Man sollte es mir nicht übelnehmen, daß ich in «Lotte i. W.» den komischen Einschlag in seine Majestät habe merken lassen. Nicht daß übrigens Schiller ganz ohne Komik gewesen wäre. In gewisser Weise aber war er «größer», großmütiger als der andere, und der wußte es auch. –

Ich habe mich so sehr gefreut zu hören, daß Sie die liebe alte Helen Lowe bei sich aufnehmen werden! Sie freut sich auf die Geborgenheit bei Ihnen und wünscht nun doch, fast sehnlich, den «Krull» zu übersetzen. Aber ich weiß nicht, ob Knopf dafür zu gewinnen ist. Sie ist doch recht, recht altersschwach. Andererseits ist sie die Einzige, die gewisse Stellen des Buches, Verse, Reimereien, übersetzen und überhaupt den Ton treffen könnte. Ich weiß nicht recht, wozu ich raten soll. Vielleicht ist der Auftrag schon vergeben.

Kennen Sie einen gewissen Prof. Erich Heller von der University of Wales, England? Er soll für Warburg & Secker ein Buch zu meinem Achtzigsten schreiben und schickte mir einen allerdings außerordentlich gescheiterten Essayband. «Enterbter Geist» (Suhrkamp), worin außer Stücken über Goethe, Burckhardt, Nietzsche, Rilke, Kafka und Kraus auch eines: «Von Hanno Buddenbrook zu Adrian Leverkühn», im Charakter einer halb schmeichelhaften Negativität, übrigens kritisch interessant. Wäre neugierig, was Sie dazu sagen.

Meine Frau und Erika, die mit uns ist, grüßen herzlich.

Ihr *Thomas Mann*

An Erich von Kahler

Zürich, Kantonsspital
5. Aug. 55

Lieber, guter Freund Erich,
es hat mich so sehr gerührt, daß Sie trotz Krankheit, Operation und Arbeitsüberlastung diesen schönen, lebenswürdigen Geburtstagsbrief abgewannen. Habe ich Ihnen wohl eine Dankeskarte mit persönlichem Zusatz geschickt? Ich will es hoffen. Auf jeden Fall möchte ich Ihnen noch einmal Dank sagen für Ihr treues Gedenken und Sie versichern, daß ich mich, wie auch Katja, herzlich freue auf Ihren Europa-Besuch und auf ein Wiedersehen in Kilchberg im September. Bis dahin werde ich ja in Gottes Namen wieder auf den Beinen und zu Hause sein, so langwierig diese Krankheit von Natur immer ist.

Es ist mir sonderbar ergangen, seit ich Ihren Brief empfang. Ich hatte die Schiller-Fahrten im Mai, dann den Geburtstagstumult in Kilchberg und Zürich ganz wacker überstanden, danach Anfang Juli auch noch die Veranstaltungen in Amsterdam und im Haag, wahrscheinlich doch mit Hilfe der seelischen Erhebung durch die Verleihung des Kommandeur-Sterns des hohen Ordens von Oranje-Nassau, für die ich der

freundlichen Juliana, noch ganz gesund, einen Dankesbesuch auf ihrem Sommersitz machte. Das geschah von meinem geliebten Noordwijk aus, wo wir uns im vertrauten Huis ter Duin niedergelassen hatten, und das ich 14 Tage lang, mit leichter Arbeit vormittags in meiner Strandhütte, genießen konnte. Plötzlich war dann etwas mit meinem linken Beine los, was ich für Rheumatismus hielt und worüber ich hinkend hinweggehen wollte. Aber K. zog einen dortigen Rheuma-Spezialisten zu Rate, der auf den ersten Blick erklärte, das falle garnicht in sein Fach, sondern sei eine Cirkulationsstörung, eine Venenentzündung, und zuständig, dringend zuständig sei der Leidener Internist von der Universität, der denn auch kam und die Diagnose bestätigte. Tatsächlich war das Bein doppelt so dick wie das andere; aber wer kommt denn darauf, die Dicke seiner Beine zu vergleichen! Er trug mir auf, mich schleunigst per Ambulanz zurück nach Zürich und hierher transportieren zu lassen, was denn geschah, und da liege ich nun mit Alkohol-Umschlägen und habe unbedingte Bettruhe zu halten, verärgert von all den nie erprobten Implikationen, die das einschließt, und von denen ich anstandshalber nur die juckenden Ekzeme nenne, die sich bei mir durch die dauernde Bettwärme an allen möglichen Körperteilen bilden. Es ist halt a Kreiz und eine Geduldsprobe ersten Ranges. Aber Geduld ist ja nun zufällig meine starke Seite, und die Pflege ist tatsächlich höchst akkurat und gewissenhaft, unter der Leitung des berühmten Prof. Löffler, einer Art von medizinischer Primadonna son-nigen Wesens, der es seinem Oberarzt überläßt, den Optimismus, den er ausstrahlt, vernichtend zu korrigieren. «Gewiß. Aber Sie sehen, der Oberschenkel ist noch 3 Centimeter dicker als der andere.»

Immerhin nur noch drei. Ich mache Fortschritte und verbringe auch schon nachmittags eine halbe Stunde im Lehnstuhl, wobei ich mir auf einem geliehenen Grammophon Mozart vorspielen lasse, der als künstlerischer Charakter der neueste Gegenstand meines Interesses ist. Denken Sie, er hatte gar keinen Sinn für Natur oder Architektur und andere Sehenswürdigkeiten. Er wollte überhaupt nichts sehen und zog seine Anregungen immer nur wieder aus der Musik, – eine Art von Filtrierung und aristokratische Inzucht, antipopulär wie Goethe. Einstein hat darüber sehr gut geschrieben.

Leben Sie recht wohl und auf Wiedersehn!

Ihr *Thomas Mann*

Für die Genehmigung zum Abdruck der vorgelegten Briefe möchten wir den folgenden Persönlichkeiten und Institutionen unseren herzlichen Dank aussprechen:

Thomas Mann-Briefe: Frau Katja Mann, Kilchberg
 S. Fischer Verlag, Frankfurt

Erich von Kahler-Briefe: Erich von Kahler
 Alice von Kahler, Princeton
 Princeton University Library

Hermann Broch-Briefe: Frau Annemarie Meier Graefe Broch, Nice
 Herrn H.F. Broch de Rothermann, New York
 Suhrkamp Verlag, Frankfurt